

# VERONAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Nr. 24.

Monatlich vier Nummern.

Berlin, 20. Juni 1892.

Vierteljährlich  
2½ Mark = 1½ fl. ö. W.

38. Jahrg.

## Moderne Engherzigkeiten.

Von E. Fitz-Blanc.

Nachdruck verboten.

### V. Der Bettler.

„Wieder ein neuer Tag!“ Mit dem tiefen, gequälten Seufzer öffnete der Arme die müden Augen. Hunger und Kälte hatten ihn geweckt und ein leises Weinen des jüngsten Kindes. Grau, verdrossen schien das matte Licht durch die feucht beschlagenen Scheiben, an denen langsame Tropfen niederrannen wie leidvolle Thränen. Sind es verwandelte Seufzer?

Die Nacht vorbei! Der neue Tag ein neuer Feind mit seinem Heer von grimmen Sorgen und erbitterten Angriffen. Wie erbarmungslos ist ein solcher Morgen, wie grausam ein solches Erwachen! Wer denkt daran außer denen, die darunter leiden?

„Was soll nun werden?“ fragt angstvoll eine matte Stimme — die Frau des Besenmachers. Sie liegt auf einem elenden Strohlager und hebt das eingefunkene Gesicht mit den fieberisch glänzenden, gequälten Augen. Die Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, wachen auf und weinen vor Hunger. Sie alle schlafen in der niedrigen, kleinen Stube; dumpfe, eingeschlossene Luft bedrückt den eignen Raum und muß die fehlende Wärme ersetzen.

Ja, was soll nun werden? Der Mann weiß es nicht. Er hat den Kopf in die Hand gestützt und starrt in stumpfer Trostlosigkeit vor sich hin. Daß auch die Frau krank werden mußte! Es erbittert ihn gegen die Leidende und macht ihn wütend. Er schlägt die weinenden Kinder und schimpft auf sein armes Weib. Das Schicksal, das ihn mißhandelt, ist ihm unerreichbar; so läßt er den Grimm an den Seinen aus, die ihm nahe sind.

Der Mann war weder böse, noch schlecht, nur verbittert. Hunger demoralisiert, stetes Elend vergiftet die Seele. Nicht alle geweinten, oder infolge von Selbstbeherrschung ungeweineten Thränen wirken reinigend — ihrer zuviele versumpsen den Herzboden. Freude ist wie die Sonne, ihre Strahlen heilen und wecken das Gute; aber wie viele Arme scheinen nur für beständige Finsternis geboren!

Den armen Besenmacher hegte das Unglück unermüdlich seit Jahren. Früher war seine Gesundheit sein Kapital, von dem er lebte; er war kraftvoll und rüstig und arbeitete in einem Steinbruch. Ein schwerer Beruf. Aber er trug ein, was der Mann für sich und die Seinen brauchte. Die Frau, zwar immer zart und schwach, hatte er aus Liebe geheiratet, weil ihr schüchternes Wesen und ihre blauen Augen, die so erschrocken in die Welt sahen, ihm gefielen. Sie ward sein

braves Weib. Wenn er heftig wurde, blieb sie fügsam und geduldig, bis er sich beruhigte oder — schämte; so lebten sie ein zufriedenes, anspruchloses Dasein bei leidlichem Auskommen.

Da — eines Tages kehrte er nicht heim. Die Nacht brach an, er kam nicht. Die Frau betete und weinte, kief vom Fenster zur Thür — nirgends eine Spur von dem Erwarteten. In atemloser Hast rannte sie den Weg herunter, auf dem ihr Mann von dem stundenweiten Steinbruch zurückzukehren pflegte. Sie stolperte über Wurzeln und Steine, glitt aus auf dem von anhaltendem Regen durchweichten Boden, die Nacht war ster-

nenlos und stürmisch — das geängstigte Weib merkte es nicht. Ab und zu stehenbleibend, rief sie ihres Mannes Namen in den rauschenden Wald hinein, dann lauschte sie mit angehaltenem Atem. Kein anderer Laut, als das Klopfen ihres Herzens, das Wechzen der Baumstämme. Da gesellte sich zur Furcht um den Vermissten, die sie raslos vorwärts trieb, die Erinnerung an ihre allein zurückgebliebenen Kinder. Leise, ganz heimlich raunte ihr eine mitleidige Hoffnung zu: vielleicht ist er gesund und wohlbehalten nur auf anderem Wege heimgekommen? Sie rannte zurück; sie sah die Umrisse des kleinen Hauses — alles dunkel. Kein Licht schimmerte ihr verheißungsvoll durch die schmalen Fenster entgegen.

Nein, der Mann war nicht da, nur die Kinder saßen eingeschlafen, aneinandergeschmiegt draußen auf den Treppenstufen.

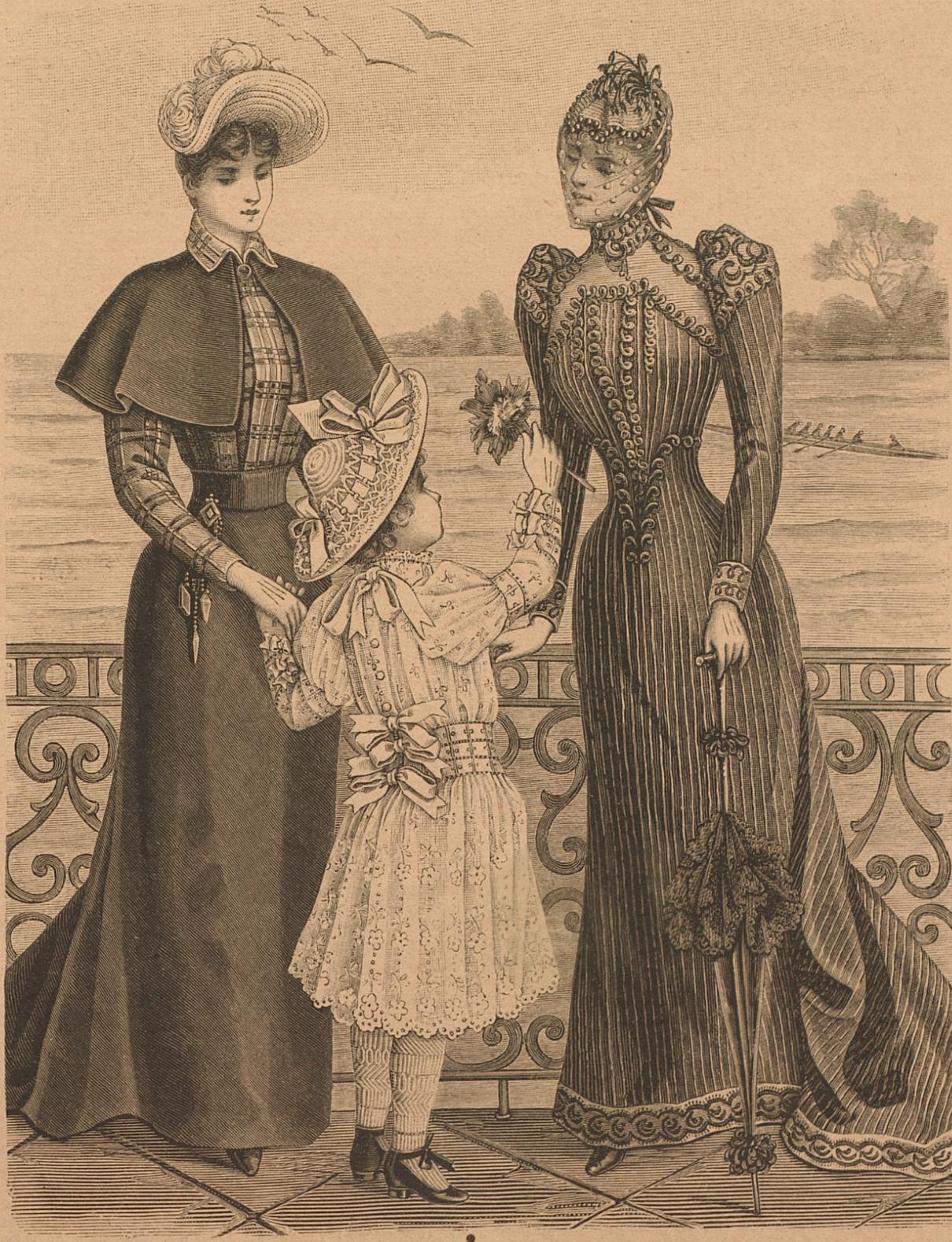
Anderen Tags brachte man ihr die Schreckenskunde ins Haus: eine von den letzten starken Regengüssen geloderte Steinwand hatte sich gelöst, war mit Donnergetöse herabgestürzt und hatte ihrem Manne beide Füße zerquetscht. Er wurde sofort ins Krankenhaus der nahen Stadt geschafft. Als er nach monatelanger Pflege — der Steinbruchbesitzer trug die Kosten — entlassen wurde, ging er auf Krücken. Als armer Krüppel kehrte er in sein Heim zurück, das er im Vollbesitz seiner Kräfte zuletzt verlassen.

Nun blieb das Unglück bei ihnen steter Hausgenosse; es stellte sich ganz selbstverständlich ein, als gehörte es zu der kleinen Familie. Der Mann wurde ein unseidlicher, finsterner Gesell, seine Hilfslosigkeit lastete wie ein Fluch auf ihm. Er war mißtrauisch, jähzornig und quälte sich und die Seinen. Die Kinder fürchteten sich vor ihm und weinten jämmerlich, wenn sie daheim bleiben mußten, während die Mutter mit Kartoffeln, Gemüse oder Milch zur Stadt fuhr, um sie zu verkaufen.

Die ungeheure Anstrengung überstieg die Kraft des armen, geplagten Weibes. Sie wurde bleich und elend, doch sie klagte nie. Kein Wort kam über ihre Lippen; aber was der Mund verschwiegen, verrieten die großen, leidvollen Augen.

Im Sommer ging es noch. Da mußten die Kinder sogar verdienen. Sie suchten Pilze und Beeren, der Vater — jezt nur auf einen Stock gestützt — hinkte zum nahen Wald, setzte sich ins Moos und half ihnen pflücken. Zuweilen klopfte er Steine an der Chauffee.

Im Winter band er Besen, und die Frau brachte sie zum Verkauf; die paar Pfennige Erlös reichten knapp, um den Hunger zu stillen und die Miete für die elende, kleine Wohnung zu zahlen. Aber — nur nicht ins Armenhaus! Das war das Schreckensgespenst der darbenenden Familie; es war ihr Stolz, trotz aller Not nicht im Armenhaus wohnen, der Gemeinde zur Last fallen zu müssen.



1.

2.

3.

Promenadentouletten. (Beschreibung S. 240.)

Da wurde die Frau krank; ihre schwachen Kräfte, die sie mit übermenschlichem Heroismus angepannt und ausgenüht, versagten. Sie lag hilflos auf ihrem Strohlager. Sparpiennige hatten sie nicht; ihre geringen Einnahmen waren zum Erwerb von Birkenreisig und Holz verwandt worden — nun harrten die fertigen Bejen des Verkaufs. Wer sollte sie zur Stadt fahren, dort feilbieten? Der Mann ein Krüppel, die Frau entkräftet und krank am Fieber, die Kinder klein. Und kein Pfennig Geld im Haus! Die Kälte drang durch die klapperigen Fenster und gestellte sich zu Hunger und Krankheit. Keine Hilfe, keine Hoffnung — was blieb ihnen übrig als betteln zu gehen?

Der Mann wurde rot beim Gedanken daran; er hatte Stolz trotz allen Elends. Ehrlicher, fleißiger Leute Kind, würde er sich vor allen im Dorfe schämen, wenn er wie ein Landstreicher — ansprechen sollte. Der Arme sann und überlegte. Die Kinder hatten sich wieder in den Schlaf gewiegt, die kranke Frau starrte mit weit offenen, brennenden Augen in sein Gesicht, als wollte sie einen rettenden Gedanken ablesen. Endlich stand er auf und schlich mit einer unsicheren Ausrede aus dem Hause.

Ob ihn der mitteilidige Nachbar auf seinem Wagen zur nahen Stadt mitnehmen wollte?

Gewiß, gern, warum nicht? Der Besenmann dankte erleichtert und lief, so schnell es seine lahmen Füße erlaubten, ins Haus zurück. Mit so viel Bejen beladen, als er tragen konnte, kam er wieder. „Wozu die?“ fragte der andere lakonisch, mit seiner Pfeife im Mund, „es ist ja heute Sonntag.“

Sonntag! Dem armen Mann schnürte es plötzlich wie mit eiserner Faust die Kehle zusammen. Sonntag — das hatte er vergessen. Freilich, da durfte er nicht verkaufen, auch wenn er mit den Seinen darüber verhungern sollte!

Und eine verzweifelte Entschlossenheit kam über ihn. In der Stadt wohnten so viele reiche Leute, heimlich wollte er diesen oder jenen um eine kleine Gabe bitten. Da kannte ihn keiner, und er brauchte sich nicht zu schämen.

Er ließ die Bejen zurück und kletterte mühselig auf den Wagen. Der behäbige Nachbar im dicken Schafspelz machte ihm neben sich Platz, und dahin ratterte das Holzfuhrwerk auf dem holprigen Wege zur Stadt.

Die beiden auf dem Kutschersitz sprachen wenig. Der Besenmann wickelte sich, so gut es ging, in sein dünnes, zerflossenes Röckchen und schwieg vor Kälte, Hunger und trostlosen Gedanken. Der Besenmann achtete ängstlich auf sein mageres Pferd. Es war Glatteis. Unablässig fiel ein eisiger, tödlich-heimlicher Regen, den man nicht sah, aber um so empfindlicher fühlte. Die Straße, jeder Stein war spiegelglatt, die dürren Äste der Bäume waren verglast, und die Telegraphendrähte zur Seite des Weges streckten sich wie phantastische Krystallketten von einer hohen Stange zur andern.

In der Vorstadt mit freundlichen, eleganten Villen, die in vornehmer Abgeschlossenheit hinter Eisengittern in Gärten lagen, aus denen wohlgenährte, gutgepflegte Hunde gehässig die Vorübergehenden anbellten, ließ der Besenmann halten.

Er kletterte schwerfällig und unbeholfen von dem überreisten Wagen, bedankte sich hastig bei dem Nachbar und humpelte, so rasch er konnte, davon.

Der andere sah ihm eine Weile nach, schüttelte mit dem Kopf, als gäbe er weiteres Darüber-Nachdenken endgiltig auf, dann zog er die Zügel an, schnalzte mit der Zunge, und dahin rollte der Wagen.

Der arme Krüppel atmte erleichtert auf, als das Klappern verklang. Unschlüssig, verlegen sah er auf die behaglichen Villen. Ein bekommenes Gefühl überkam ihn, als wäre er mit seinem dünnen, durchnässten Röckchen in eine gepuzte Gesellschaft geraten. Verlangenden Blickes streifte er die hohen, blitzenden Spiegelscheiben mit weißen Gardinen und blühenden Blumen dahinter. Wie hübsch und warm mochte es drinnen sein — ob dort überall die Freude wohnte?

Und wieder und wieder ging er an den Thüren vorbei. Er wagte sich nicht hinein zu den reichen, glücklichen Mitbürgern, die es so gut im Leben hatten; er fühlte sich ihnen gegenüber so erbärmlich, so verächtlich. Betteln gehen! Es war eine Schande — und er that es doch nur den Seinen zu Liebe!

Da kam er an ein besonders reich gebautes Haus mit Erker und Türmen. Von einem großen Balkon führten breite Steinstufen in den winterlichen Garten, in einen hohen, verödeten Säulengang, den dürrer, wilder Wein mit mageren Armen umschlang — wie verglast vom eisigen Regen. Dann und wann fuhr ein Windstoß lautend hinein, daß es splitterte und klirrte in dem verworrenen Rankenwerk und durchsichtige Eiszapfen mit einem feinen, leeren Ton herunterfielen. Am Boden glitzerten ihre Scherben.

Hinter einem breiten Fenster mit einer über und über blühenden rosa Kalie stand ein blondes, dickes Kind und patzte mit den ungeschickten Händchen gegen die Scheibe. Als der Arme hinauf sah, lachte die Kleine — ermutigend wie ein Sonnenstrahl wirkte das sorglose Kinderlächeln.

Der Mann faßte einen raschen Entschluß. Als er mit den erstarren Händen das eiserne Gitterthor öffnen wollte, fielen seine Augen auf zwei Blechschilder: „Hausieren und Betteln ist verboten“ — „Mitglied gegen Armut und Hausbettelei“ las er langsam.

Was hieß das? Es widersprach sich. „Gegen Armut“ verhiess ihm Hilfe, und „gegen Hausbettelei“ stieß ihn zurück. Er verstand den Sinn nicht. Armer Thor! Was wußte er davon, wie Gemüthsleute feige den Anblick fremden Elends meiden, wie sie die Unglücklichen sich fernhalten, damit die „gute Luft und die gute Stimmung“ des feinen Hauses nicht gestört werde — von ihrem vornehmen Mitleid aus der Vogelperspektive!

Der Arme hatte seit gestern nichts gegessen, quälender Hunger und verlangende Sehnsucht, einmal einen Blick in das Heim der Bevorzugten, Glücklichen dieser Welt zu thun, trieben ihn vorwärts. Unsicher durchschritt er auf fliesenbelegtem Weg den Vorgarten — vor der schweren, eichenen Hausthür stand er einen Augenblick zögernd still. Gelächter und fröhliche Mädchenstimmen klangen heraus. Er öffnete leise und schob sich schein durch die Thürspalte.

Die Wärme des luftdurchheizten Hauses schlug ihm wohligh entgegen und legte sich streichelnd um seine frierenden Glieder, an denen die dünnen, durchnässten Sachen klebten. Er sah eine teppichbelegte Treppe hinunter in ein liches, hohes Sou-

terrain. Grüne Büsche in mächtigen Kübeln standen zu beiden Seiten des Einganges wie stumme Wächter.

Und in diesen Rahmen breiten Behagens fügte sich das entsprechende Bild; es illustrierte die Stimmung des Hauses. Vor einer umfangreichen Holzliste war ein junger Diener in hellgestreifter Hausjacke eifrig beschäftigt, eine Flasche Wein nach der andern aus der Tiefe ans Tageslicht zu fördern, sie fürsorglich ihrer Seidenpapier-Hüllen zu entkleiden und behutsum niederzulegen. Ein ganzes Regiment stand bereits neben ihm.

Zwei junge Damen — offenbar die Töchter des Hauses — in weichen, bunten Morgenröcken mit langen Schleiern, warme Pelztragen fürsorglich umgehängt, überwachten sicherheitsshalber persönlich des Dieners edles Thun und neigten sich nebenbei mit einem weisen, klärenden Seidenspiß, den sie mit Papierkugeln bombardierten.

Alle Anwesenden waren so gründlich in ihre anregenden Beschäftigungen vertieft, daß sie den eintretenden Mann nicht bemerkten. Er stand wortlos droben an der Treppe und verschlang gierig mit seinen leidgewohnten Augen die behaglich-durchwärmte, gesättigte Sorglosigkeit. Der Ueberfluß floß wie ein breiter Strom an ihm vorbei. Er stand hilflos am dürren Strand und hungerte und fror mit den Seinen. Wie höhnisch ihn die Flaschen goldschimmernden Weines anfunkelten — feindselig-unnahbar! Und daheim lag sein armes krankes Weib, das vor Anstrengung entkräftet auf ihrem elenden Lager jammerte.

Der Besenmann sprach noch immer nicht. Die Kehle war ihm wie zugeschnürt — Betteln ist schwer für den, der es erst im Alter lernen muß. Würde nicht eine von den jungen Damen aufsehen? Ihn fragen, was er wollte? Nur ein Stückchen Brot! Daß es reichen Leuten darauf ankam, war unmöglich, sie konnten es ihm nicht abschlagen. Ein Schüttelfrost machte ihn erbeben, seine Zähne schlugen aufeinander vor Hunger, Kälte und Erregung — er schwieg und wartete.

Da setzte der unvorsichtige Diener eine Weinflasche herb zu Boden, daß es klirrte. Die ältere der Damen hob den Kopf. „Vorsicht!“ mahnte sie scharf — dabei fielen ihre Augen auf den Bettler.

Sie erschrak vor der abgerissenen, nassdurchweichten Erscheinung mit den weitoffenen, starren Augen und eingefallenen Backen, die wie aus dem Boden gewachsen droben stand. Dann runzelte sie abweisend die Brauen. Ihr hochmütiges, beschränktes Gesicht mißbilligte offenbar die Elenden der Welt als höchst geschmacklos. Sie dachte nicht daran, den Mann zu fragen, was er wollte. „Hier wird nichts gegeben!“ herrschte sie ihn an und wies mit der Hand nach der Thür, „haben Sie nicht das Schild an der Pforte gelesen?“

Der Arme fuhr zusammen wie ein Hund, der geschlagen worden, wandte sich und taumelte hinaus.

Der Wind trieb ihm den gefrorenen Regen wie seine Eisnadeln ins Gesicht — der Mann merkte es nicht. „Hier wird nichts gegeben!“ grollte es in ihm und erweckte maßlosen Haß gegen die Glücklichen der Welt.

Da setzten die Kirchenglocken ein, der Mann lachte höhnisch-verbissen vor sich hin, läuteten sie nicht auch: hier wird nichts gegeben! Hunger und qualvolle Anstrengung — er kam auf dem Glatteis mit seinen lahmen Beinen kaum vorwärts — verwirrten ihm den Sinn.

Und die Glocken drangen rufend hinein in das behagliche, warme, christliche Haus, das der Bettler soeben verlassen. „Horch! das erste Läuten,“ sagte — lauschend — die kleinere der Damen zur Schwester und hörte auf, den Seidenspiß zu necken.

„Ah, dann ist's die höchste Zeit, daß wir uns für den Gottesdienst fertig machen,“ erwiderte die andere pflichtstolz, und beide hüpfen leichtfüßig die teppichbelegten Stufen hinauf, um sich in die Sonntagsoleette zu werfen.

Eine halbe Stunde später schritten die beiden Damen — zwischen ihnen die Mutter, eine wohlkonservierte, elegant gekleidete, glattgeschleifte Bierzigerin — in pelzgefütterten Gummischuhen sicher die glatte Straße hinunter. Die Vorübergehenden sahen den drei stattlichen, hochauferichteten Frauengestalten in langen Mänteln nach, die so würdig, jede das reich mit Gold verzierte Gefangbuch im Arm, mit frommen Gesichtern, ernst, gehaltenen Schrittes zum Gotteshaus wandelten.

An der Straßenecke war ein Menschenausfall, ein Schutzmann stand dabei. Die Damen hoben nach dem Fahrdamm ab, sehr indigniert, die heilige Feiertagsruhe gefährdet zu sehen. „Was giebt's denn?“ fragte neugierig die ältere Tochter im Vorübergehen.

„Irgend ein armer Teufel ist bewußtlos umgefallen — wahrscheinlich ein Gläschen über'n Durst getrunken,“ erwiderte jemand mit halbem Lachen.

„Zuviel getrunken!“ Wie geläufig ist diese Voraussetzung der Armut gegenüber, und doch trübe „zu wenig gegessen“ weit öfter das Rechte.

„Schrecklich! Am Sonntag!“ Die junge Dame rümpfte die Nase unter dem goldbetupften, schwarzen Tüllschleier und schmiegte mit einem Schauer des Widerwillens den Kopf tief in die plufrige, warme Federboa, als wollte sie ganz darin verschwinden, um von der verderbten Welt nichts mehr zu sehen. Trotzdem schielte sie heimlich neugierigen Blicks nach dem am Boden Liegenden. Sie erkannte ihn. „Ich glaube gar, es ist der Bettler, der vorhin so unverschämmt auf unserer Treppe stand, als wir Weine auspackten,“ sagte sie ganz entrüstet.

„Solche Leute darf man nicht unterstützen, sonst wird man sie nicht wieder los. Ihr habt ihm doch nichts gegeben?“ forschte die Mutter peinlich berührt.

„Nein — wir haben ihm augenblicklich die Thür gewiesen,“ beickten sich die gehorjamen Töchter zu versichern. Dann, hie und da in gehaltvoller Feierlichkeit Bekannte grüßend, verschwanden sie unter dem hohen Steinportal der altersgrauen Kirche.

„War es nicht wundervoll heut? Hat er (nämlich der Hopsprediger) nicht wieder himmlisch gesprochen? So zu Herzen gehend!“ schwärmten die Damen und noch einige Freundinnen mit frommem Augenaufschlag, als sie später nach dem Gottesdienst langsam die belebte Hauptstraße herunter zur Sonntagsparade gingen.

Der Regen hatte aufgehört. Die Sonne schien durch Wolken, und die goldenen Kreuze auf den Gefangbüchern leuchteten herausfordernd in eifler, leerer Frömmigkeit, während die Militärmusik spielte und jung und alt aneinander vorüber

defilierte. Man traf Bekannte, grüßte sich, mediierte, plauderte und lachte, sprach einen Augenblick beim Konditor oder bei der Schneiderin vor — dann ging man zu Tisch, zur vollen, reich-belegten Tafel im altdenklichen Eßzimmer.

Der Tag sah gedämpft durch buntbemalte Scheiben, die Suppe rauchte in den Tellern, Weinflaschen und Silberzeug funkelt.

Und das älteste Fräulein stand mit andächtig gefalteten, weißen Händen und niedergeschlagenen Augen neben ihrem gotisch geschnitzten Stuhl — ein Bild phrasenhafter, gedankenloser Religiosität — und sagte salbungsvoll wichtig:

„Komm, Herr Jesu, sei unser Gast  
Und segne, was du uns bescheret hast.“

Dieselbe Stimme, die am Morgen so herrlich schrie: „Hier wird nichts gegeben.“

Die kurze Stille wich geräuschvoller Lebendigkeit. Man setzte sich, rückte mit den Stühlen und klapperte mit silbernen Löffeln und Serviettenringen. Nur Bébé, das blonde, vierjährige, kleine Persönchen, saß mußstill und rührte sich nicht. Seine großen, erstaunten Kinderaugen sahen sich nachdenklich um, als ob sie jemanden suchten. „Warum kommt der Herr Jesus niemals?“ fragte es endlich. „Er wurde doch so oft eingeladen!“

Die Erwachsenen lachten, daß sie mit Essen innehielten und das Kind sein Müßböden zum Weinen verzog.

„Den Herrn Jesum sieht man nicht, den fühlt man nur,“ belehrte sie, nachdem der erste Heiterkeitsausbruch vorüber war, die älteste Schwester.

Der Kleinen leuchtete das nicht ein, sie schüttelte den runden Blondkopf. „Ich fühle ihn auch nicht,“ beharrte sie trotzig und entsefete erneutes Gelächter.

Das Kind sprach unbewußte Weisheit, und die Erwachsenen gingen lachend im Vollgefühl ihrer Altersüberlegenheit darüber hinweg. Freilich, sie beehrten unverdrossen seit Jahrzehnten den Herrn mit einer täglichen Tisch Einladung und ließen dessenungeachtet das ungasliche Schild vor ihrer Thür, das ihn fernhielt — sein „Nicht-Erkommen“ wunderte sie nicht.

Wer weiß, wäre Er, der alle Mühseligkeiten und Beladenen zu sich ruft, plötzlich in seinem schlichten Rock herein zur hohen Eichentür, herein in das altdenkliche Eßzimmer in die neudeutsch gepuzte Gesellschaft getreten — vielleicht hätte man auch ihn in standesgemäßer Verblendung zugerufen: „Hier wird nichts gegeben!“

## Die internationale Musik- und Theaterausstellung in Wien.

Nachdruck verboten.

Ein Werk ist vollendet, das in seinen Anfängen schweren Zweifel und noch mehr spöttische Bedenken erregt hat, das heute aber jedermann zu dem begeistertsten Urteile hinreißt, daß Nähnliches noch nicht dagewesen sei. Und fragen wir nach der Ursache, wie es möglich werden konnte, daß aus den ursprünglich etwas nebelhaften Anfängen sich ein so hellglänzender Kern herausbilden konnte, so muß diese Frage — unbeschadet der Mitwirkung der berufenen Fachmänner — doch ihre Antwort dahin finden, daß das Gelingen des großen Unternehmens in erster Linie den Frauen zu danken ist.

Ja, die Wiener Frauen sind es, deren kräftige Initiative und unermüdete Thätigkeit das eigenartige schöne Werk trotz vielfacher Hindernisse zustande gebracht haben, und die Frauen sind es auch, welche das Patronat über die jüngste Ausstellung mit zielbewusster Energie zu führen wissen. Eine der geistvollsten Frauen der Wiener Gesellschaft, die Fürstin Pauline Metternich, deren Name in den glanzvollsten Zeiten des zweiten Empire in Paris eine große Rolle spielte und die seither in Wien so manche bedeutende Institution von öffentlichem Interesse geschaffen, diese Frau, deren Geist, Phantasie und Reichtum sie von selbst zu einer führenden Stellung in der höheren Gesellschaft berufen hatten — sie war es, welche zuerst den Plan der Ausführung einer internationalen Musik- und Theaterausstellung entworfen, sich der Mitwirkung der berufensten Fachkräfte und eines nimmer ruhenden Damen-Agitationkomitees versichert und auf diese Weise ihre Idee zur glänzenden Verwirklichung gebracht hat.

Weit umfangreicher, als man ahnen durfte, ist das Unternehmen nach allen Richtungen hin gediehen. Im Prater, dem waldigen Lustkolum der Wiener, um die Rotunde herum, erstreckt sich das Ausstellungsterrain. Eine Reihe von Bauten wurde ausgeführt und ein Ausstellungspark geschaffen, der an reizvoller Schönheit wohl alle Erwartungen übertrifft. Die Rotunde selbst aber birgt in ihren Räumlichkeiten ein in seiner Art einzig dastehendes Museum. Die Geschichte der Entwicklung der Musik und des Theaters ist hier vom Anfange bis zur Gegenwart in anregendster Weise aufgerollt zu sehen. Vergnügen oder Belehrung kann jedermann nach Muße oder Gefallen aus diesen reichen Schätzen ziehen, und billig muß man sich verwundern über die Fülle des Interessanten, Seltenen und Sehenswerten.

Die Vorgeschichte der Musik und des Theaters erscheint in vielen Fachabteilungen dargestellt, von der griechischen und vorchristlichen Zeit bis zum Mittelalter herauf, bis zu den Troubadours und Meisterliedern, den Fastnachts- und Osterspielen. Der Uebergang des Theaters von der Stegreifkomödie bis zur festhaften Bühne, endlich die klassische Weimarer Epoche mit ihrem durchgreifenden Einflusse auf das gesamte deutsche Bühnenwesen, die Blütezeit der deutschen Musik, die Geschichte und Entwicklung der Oper und schließlich die moderne Kunst und dramatische Literatur — dies alles wird hier in Wort und Bild, in seltenen Manuscripten und Notendruck, in Dekorationen und Modellen, Instrumenten, Kostümen und Figurinen zu einem außerordentlichesselnden Gesamtbild vereinigt, dessen Studium wohl Monate bedingen würde, dessen flüchtige Beschau aber ebenfalls reiche Anregung und Genuß gewährt.

Eine Anzahl hervorragender Spezialausstellungen erhöht die Wirkung des Ganzen. So vor allem die großen Interieurs der deutschen Tonmeister von Bach bis Bizet und die Gegenwart herauf, wo unsere musikalischen Helden in ihren eigenen Werken und zahlreichen Erinnerungen an ihren Lebenslauf vorgeführt werden, weiter die Zimmer der Dichterkürsten

Goethe, Schiller und Lessing mit den wertvollsten Reminiszenzen. Wir sehen hier u. a. eine getreue Nachbildung des Schillerzimmers in Marbach mit dessen Originalanrichtung, die berühmte Zander'sche Sammlung von Goethebildnissen, die Manuscripte vom „Faust“, „Götz“, „Iphigenie“, „Tasso“, vom „Demetrius“ und Fragmente von anderen Schiller'schen und Lessing'schen Werken.

Das deutsche Theater präsentiert sich in einer Menge von einzelnen Abteilungen. Jede Bühne von Bedeutung ist da vertreten mit Künstlerporträts, erlesenen Kostümen, Zeichnungen, Dekorationen und last not least mit dem ungemein lehrreichen Materiale von Theaterzetteln, dieser Chronik des Bühnenlebens. Ungemein reich sind die Sammlungen von kostbaren Instrumenten aus alter und neuer Zeit, besonders zu vermerken darunter die Kollektionen der Berliner Intendanz, des Erzherzogs Franz Ferdinand von Oesterreich-Este und des Barons Nathanael Roth'schild. Eine um den Tiefraum der Rotunde placierte Rundgalerie von Bühneninterieurs zeigt uns höchst effektvolle Szenenbilder, die abends elektrisch beleuchtet werden. Die englische, spanische, französische, die russische und italienische Kunst dominieren in besonderen Abteilungen. Das ist der wissenschaftliche Teil der Ausstellung.

Den lebenden Teil und den bei jedem Ausstellungsweesen so hochwichtigen Faktor des gesellschaftlichen Amusements finden wir im Ausstellungspark. Hier fallen zunächst die Bauten des Ausstellungstheaters und der Tonhalle auf. In ersterem werden täglich Etablissementen der berühmtesten Gesellschaften des In- und Auslandes veranstaltet. Das „Deutsche Theater“ in Berlin eröffnete am 9. Mai den Reigen, um dann von zwei Wiener Bühnen abgelöst zu werden, worauf die Vorstellungen der Pariser „Comédie française“ folgten.

Weiter sind als Aufführungen in Aussicht genommen die Gastspiele französischer Operengesellschaften, des böhmischen und des ungarischen Nationaltheaters, einer italienischen Opernstagione, die Aufführung der „Tragedie des Menschen“ mit den Hamburger Schauspielern, ein Gastspiel der Brilleger-Bauern, Junfermanns, Balletvorstellungen u. s. w. In der Tonhalle finden große und populäre Konzerte allwöchentlich statt, und die ersten werden von den berühmtesten lebenden Komponisten wie Verdi, Brahms, Bruckner, Mascagni, Strauß u. a. dirigiert werden.

Außerdem konzertieren in Parke täglich zwei große und in den Restaurationen zahlreiche kleinere Orchester. Ein französisches Marionetten- und Schattenspieltheater, in einem originellen chinesischen Pavillon untergebracht, giebt täglich mehrere Vorstellungen. Einen besonderen Anziehungspunkt der Ausstellung bildet eine Nachbildung eines alten Wiener Platzes, des „Hohen Markt“ in seiner Gestalt vor zweihundert Jahren; ein Bild, wie aus dem schönsten Teile Münchens herausgehoben. Hier treibt seit Anfang Juni die Hanswurst-Komödie ihre kecken Späße, hier in „Alt-Wien“ ist die Stätte behaglichen Wiener Frohsinns zu finden, und hier hängt nachmittags und besonders in den Abendstunden der Himmel wirklich voller Geigen.

Das große Damenkomitee hat noch eine ganz besondere Anziehungszahl geschaffen, den „Damenkorso“, der eine blendende Fülle von Toiletten und von kostbarem Schmuck entfaltet und die große Parade der neuesten Mode genannt werden darf. Er findet wöchentlich zweimal statt und bezaubert durch seinen Glanz und die Menge reizender Frauen Schönheiten. Der Hof und der Hochadel, die Kronprinzessin-Witwe Erzherzogin Stephanie an der Spitze, begünstigen die Ausstellung in anerkannter Weise, und man darf in der That einen Nachmittag im Ausstellungspark zu den erlesensten Gesellschaftsgenüssen zählen. Albert Roncourt.

### Die Verfasserin von „Onkel Toms Hütte“.

Nachdruck verboten.

Am 14. Juni dieses Jahres vollendete eine Frau ihr achtzigstes Lebensjahr, die nicht nur mit einem Schläge Weltberühmtheit erlangt, sondern auch, obwohl sie sich Zeit ihres Lebens der Politik fern hielt, in der brennendsten und entscheidenden Frage der inneren Entwicklung ihres Vaterlandes eine hervorragende Rolle gespielt hat und in der Geschichte der Vereinigten Staaten eine unvergeßliche, vom milden Licht edelster und reinsten Menschlichkeit umstrahlte Gestalt bleiben wird: Frau Beecher-Stowe, die allen Völkern der Erde, allen Geschlechtern und Altersstufen bekannte Verfasserin von „Onkel Toms Hütte“.

Harriet Elisabeth Beecher-Stowe wurde am 14. Juni 1812 zu Litchfield im Staat Connecticut als dritte Tochter und sechstes Kind dem Reverend Dr. Lyman Beecher geboren. Von ihrer Mutter, welche sie im vierten Lebensjahre verlor, schreibt sie: „Obwohl ihr irdischer Leib unserem Kreise entwich, so übten doch die Erinnerung an sie und ihr Beispiel mehr Einfluß auf die Gestaltung ihrer Familie aus, als die lebendige Gegenwart vieler anderer Mütter.“ Nicht weniger aber wirkte auf ihren Geist und ihr Gemüt ihr Vater ein, einer der volkstümlichsten Prediger der nordamerikanischen Republik während der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts, ein gewaltiger Kanzelredner, ein furchtloser, unabhängiger und überzeugungsfester Kämpfer in den theologischen Streitfragen seiner Zeit, dessen Predigten noch lange, nachdem sie gehalten waren, weithin durch das Land erklangen und selbst heute noch gelesen werden. Er befaß den damals gefährlichen Mut, kühn für die Befreiung der Schwarzen aus dem Sklavenjoch einzutreten, und ohne Zweifel haben seine zündenden Reden den Keim in die Seele seiner Tochter gelegt, der hinterher zu so folgenschweren Früchten gebar.

Im Alter von zwölf Jahren schrieb das früh entwickelte Mädchen einen Aufsatz über das Thema: „Lächelt sich die Un-

sterblichkeit der Seele im Lichte der Natur beweisen?“ und man weiß in der That nicht, ob man über den Unverstand eines Lehrers, der Kindern eine solche Aufgabe stellen konnte, oder über die geistige Klarheit der kleinen Harriet mehr staunen soll. Dr. Beecher las die Arbeit und fragte überrascht, wer die Verfasserin sei. „Es war der stolze Augenblick meines Lebens“, erzählt diese, „Vaters Gesichtsausdruck läßt sich nicht mißdeuten, und ihn interessiert zu haben, überstieg alle meine jugendlichen Triumphe.“

Das Jahr darauf siedelte sie nach Hartford in Connecticut über, wo ihre älteste Schwester Katharine eine Schule gegründet hatte, lernte dort Latein, las den Ovid und Virgil in der Ursprache und eignete sich die Kenntnis des Französischen und Italienischen an. Schon im nächsten Jahre half sie ihrer Schwester beim Unterricht und schrieb um 1830 einen Leitfaden der Geographie, der in vielen Anstalten eingeführt ward. Im J. 1832 übernahm Dr. Beecher neben einem Pfarramt das Rektorat eines berühmten theologischen Seminars in Cincinnati, und seine Töchter gaben ihre Thätigkeit in jener Stadt Connecticut auf, um sie in Ohio fortzusetzen. Im Januar 1836 vermählte sich Harriet mit Calvin Ellis Stowe, ebenfalls einem Geistlichen, der als ausgezeichneter Pädagoge viel zur Hebung des Volksschulwesens in den Vereinigten Staaten beigetragen hat. Der Landtag von Ohio schickte ihn nach Europa, wo er namentlich die preussischen Schulen in Augenschein nahm. Seine Gattin hat mit ihm bis zu seinem vor sechs Jahren erfolgten Tode ein langes und glückliches Eheleben geführt.

Während ihres Wohnsitzes in Cincinnati fanden ständige Sklaven häufig Zuflucht in ihrem Hause, denen ihr Mann und ihre Brüder das Entkommen nach Canada ermöglichten.



Harriet Beecher Stowe

Als im ersten Jahre ihrer Ehe freie Neger wie wilde Tiere durch die Straßen der Stadt gehetzt wurden, rettete nur die Entfernung des Seminars, an welchem auch ihr Gatte lehrte, und die Unwegsamkeit der dorthin leitenden Straße die tapferen Beschützer der Farbigen vor den Angriffen des wütenden, durch die Agenten der Sklavenhalter aufgeregten Pöbels, und gar manche Nacht erwartete die junge Frau, jeden Augenblick ihr Haus gestürmt und das Leben der Ihrigen gefährdet zu sehen. Sie besuchte als Begleiterin ihres Mannes häufig die Sklavenstaaten und lernte vermöge ihrer feinen Beobachtungsgabe sehr bald das Leben des Südens in seinen großen Zügen, wie in seinen kleinen Einzelheiten kennen, was denn auch ihren Schilderungen den frischen Erdduft der Ursprünglichkeit und die erschütternde Tragik der Wahrheit verliehen hat.

Im Jahre 1851, durch die Sammlung „The Mayflower or short sketches of the descendants of the Pilgrims“ (lebendige und fesselnde Schilderungen aus dem Leben Neuenglands) eine vielgelesene und beliebte Schriftstellerin geworden, erhielt sie von der Redaktion der „National Era“, einer die Sklaverei bekämpfenden Zeitschrift in Washington, die Aufforderung, eine Erzählung zu liefern. Die Sklavenfrage erregte damals die Gemüter aufs höchste, das harte Gesetz, welches der Kongreß, um den Süden zu befriedigen, gegen die flüchtigen Sklaven erlassen hatte, erfüllte die Menschenfreunde mit Empörung, und die Zustände im Süden waren derartig, daß wer dort nur den Mund zu öffnen wagte, um ein Wort für die Befreiung der unterdrückten Rasse einzulegen, sich der Gefahr aussetzte, geteert und gefedert oder wohl gar gefesselt oder erschossen zu werden. Selbst im Norden waren Tausende und aber Tausende von Männern und Frauen, die man sonst durchaus nicht gefühllos und hartherzig nennen konnte, blind und taub gegen die Unwürdigkeit der Sklaverei und gegen die Leiden der armen Farbigen.

Mrs. Stowe legte die Ueberzeugung, daß nur die Unkenntnis des Sklavenlebens an dieser Verhärtung schuld sein könne, und beschloß den Leuten, welche die Verhältnisse des Südens aus eigener Anschauung nicht kannten und nur durch die Brille der Sklavenhalter sahen, die Augen zu öffnen. Sie beabsichtigte für die „National Era“ eine kürzere Erzählung zu schreiben, die etwa durch vier oder fünf Nummern gehen sollte, allein die Arbeit wuchs und dehnte sich, je mehr sich die Verfasserin darin vertiefte, und füllte schließlich einen stattlichen Band, dessen Abdruck vom 5. Januar 1851 bis zum 1. April 1852 lief.

„Es schien mir“, sagt die Verfasserin, „daß niemand auf mich hören, niemand es lesen, niemand Mitleid empfinden,

daß jenes entsetzliche System, welches seine Opfer bis in die freien Staaten hinein verfolgt hatte, sich sogar über Canada ausdehnen würde.“ Sie versprach sich also keinen Erfolg, aber sie hatte die Zauberwelt ihrer schlichten Feder unterschätzt, was das Auge gesehen. „Uncle Tom's Cabin, or Life among the Lowly“ erschien dann 1852 zu Boston in Buchform und feierte einen Triumph, wie ihn kein anderes Buch weder vorher noch nachher errungen hat. Den Norden der Vereinigten Staaten nahm es sozusagen im Sturm, es feuchtete alle Augen und rührte alle Gemüter, es feuerte zahllose Scharen von Männern an, die ein Jahrzehnt später die Waffen ergriffen, um auf den Schlachtfeldern des Südens für die Verwirklichung jener Idee zu streiten und zu siegen, der Harriet Beecher-Stowe so tief ergreifenden Ausdruck verliehen hatte.

In acht Wochen waren in den Vereinigten Staaten 100 000, in fünf Jahren eine halbe Million von Exemplaren verkauft. In England war der Erfolg sogar noch größer, denn das Werk fand dort schon im Jahre seiner Veröffentlichung einen Absatz von über einer Million, und vor dem Ende desselben war es bereits in fast alle europäischen Sprachen übersetzt; selbst in die finnische, magyrische, serbische, walachische, armenische, arabische Sprache wurde es übertragen, ja es soll sogar eine japanische und eine chinesische Uebersetzung geben; deutsche sind allein vierzehn vorhanden, und ebenso viele französische. Die Verfasserin bearbeitete den Stoff auch als Drama unter dem Titel „The Christian Slave“ (1855), und in weniger als drei Jahren ging „Onkel Toms Hütte“ in zwanzig verschiedenen Formen über alle Bühnen der amerikanischen Nordstaaten und aller europäischen Großstädte.

Das Buch blieb selbstverständlich nicht ohne heftige Angriffe und Widerlegungsversuche. So schrieb Mary Eastman, eine Schriftstellerin, die sich durch ihre Schilderungen des Grenzer- und Indianerlebens einen wohlverdienten Namen erworben hat, ein Gegenbuch „Aunt Phillis's Cabin“, aber ihre Absicht, den unermesslichen Erfolg des Onkel Tom durch Tante Phillis abzuschwächen, mißlang vollständig.

Im Jahre 1853 veröffentlichte Mrs. Stowe, um die in ihrem Roman berichteten Thatfachen und die Wahrheit ihrer Kennzeichnung des Sklavenlebens nachzuweisen, „A key to Uncle Tom's Cabin“, einen Schlüssel zu Onkel Toms Hütte.

Das Urbild des Haupthelden der Geschichte hieß Josiah Henson und war ein Vollblutneger mit Armen, welche infolge der grausamen Züchtigung seitens des Sklavenaufsehers verkrüppelt waren. Es gelang ihm, seinen Peinigern nach Cincinnati zu entfliehen, wo er Mrs. Stowe seine Erlebnisse erzählte. Mit fünfundsünfzig Jahren erst lernte er lesen und schreiben und wirkte nach mannigfachen Wechselfällen als Prediger einer farbigen Gemeinde zu Dresden in Unter-Canada, wo er 1881 im 95. Lebensjahre starb. Er reiste mehreremale nach England, wo er in mehreren Städten predigte und von der Königin Viktoria in Windsor Castle empfangen ward. Seine Selbstbiographie erschien 1858 mit einem Vorwort von Mrs. Stowe.

Auch für die Jugend bearbeitete diese den dankbaren Stoff unter dem Namen „A peep into Uncle Tom's cabin, for children“ und gab damit den Anstoß zu den zahlreichen Jugendbüchern, die in allen Sprachen „Uncle

Si“ — so hieß er ursprünglich — Schicksale erzählen. Im Frühling 1853 reiste sie in Begleitung ihres Mannes und Bruders nach England, wo ihr ein ehrenvoller Empfang zu teil wurde, und zwölf Jahre später kam sie auch nach dem Kontinent.

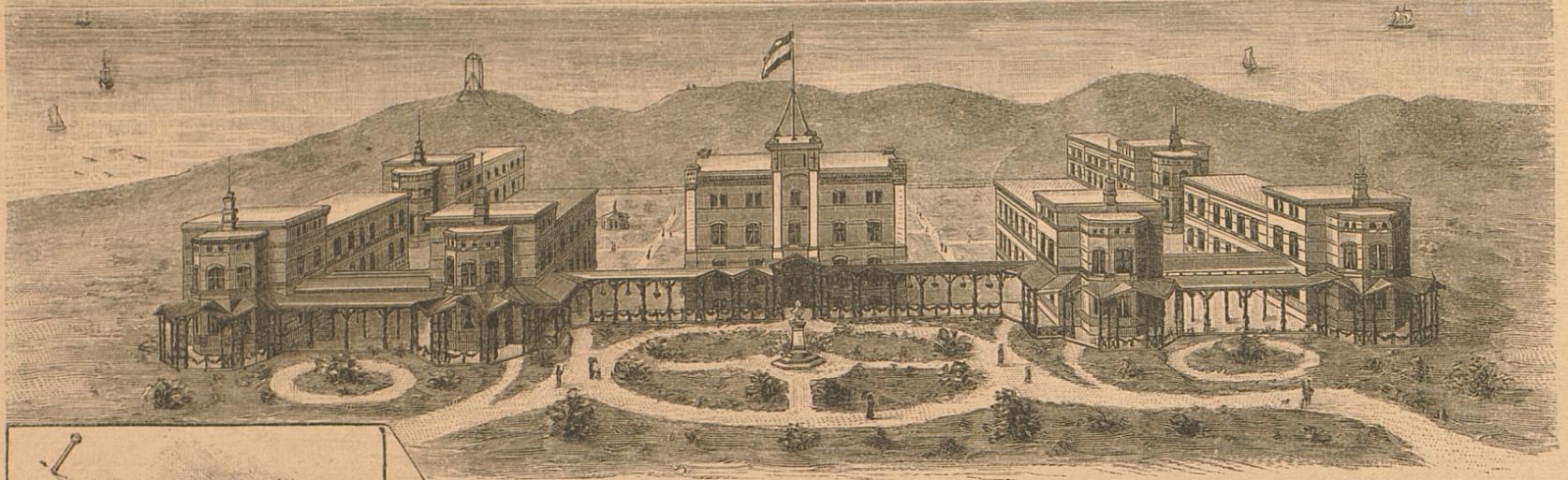
Als Frucht ihrer ersten Fahrt gab sie mit ihrem Bruder „Sunny memories of foreign lands“ heraus. Abgesehen von Onkel Tom, gilt als ihr bester Roman „Minister's Wooing“ mit seiner meisterhaften Schilderung des Lebens und der Charaktere Neuenglands. Außerdem hat sie eine überaus große Menge von Erzählungen und einige Bände von Gedichten meist religiöser Natur verfaßt. Die George Sand urteilte von ihr: „Ich kann nicht sagen, daß sie dasjenige Talent besäße, das man in der Litteraturwelt darunter versteht, aber sie hat jenes Genie, dessen die Menschheit bedürftig ist, das Genie der Güte, der Heiligen... Ihr reiner und tiefer Geist dringt in alle Winkel der Menschenseele.“ In „The chimney corner“ suchte sie auch für die rechtliche Gleichstellung der Frauen zu wirken.

Im Jahre 1864 legte ihr Mann die Professur der biblischen Litteratur nieder, die er seit einer Reihe von Jahren am theologischen Seminar zu Andover im Staat Massachusetts bekleidete, und die Familie zog nach Hartford, den Sommer brachte sie zu Mandarin in Florida zu. Von hier aus gab Mrs. Stowe einige Jahre hindurch das literarische Wochenblatt „Hearth and home“ heraus. Jetzt wohnt sie beständig in Connecticut, da ihre schwache Gesundheit ihr nicht mehr gestattet, die Sommerfrische im Süden aufzusuchen. Ihr Sohn Charles Edward, Prediger in Hartford, ist damit beschäftigt, das Leben seiner berühmten Mutter zu beschreiben.

Mrs. Stowe hat ihrer Menschenliebe und ihrer Frömmigkeit nicht nur in ihren Schriften Ausdruck gegeben, sondern sie auch in einem selten reinen und barmherzigen Leben bethätigt.

Vor einer Reihe von Jahren wurde mir das Glück zu teil, dieser Frau, deren weltbewegendes Werk auch mein Knabengemüt einst tief ergriffen und erschütterte hatte, in Brooklyn zu begegnen. Ich sah die alte Dame mit dem feinen, freundlichen Gesicht und den klugen, hellen Augen am Arme ihres Bruders, eines seitdem verstorbenen, viel geschmähten und viel gepriesenen Kanzelredners und theologischen Schriftstellers. Ihr Antlitz schien mir von jener Unsterblichkeit umstrahlt, von welcher der Dichter singt, sie sei ein schöner Gedanke und des Schweißes der Edlen wert.

Mag. Lorching.



„Seehospiz Kaiserin Friedrich“ in Norderey.



### Die Kinderheilstätten an den Deutschen Seeküsten.

Nachdruck verboten.

Es ist eine der schönsten Früchte der Wiedergeburt des Deutschen Reiches, daß mit dem zunehmenden nationalen Machtbewußtsein auch ein gesteigertes Pflichtgefühl gegen die Schwächeren, Vermerken und Notleidenden Staat und Volk durchdringen hat, ein Pflichtgefühl, das sich in der Fürsorge für die Kranken und Invaliden, für die hilflosen Greise wie für die kränklichen Kinder aus den minder begüterten Klassen in immer stärkerem Maße bekundet. So gewiß es ist, daß Deutschland auf dem Gebiete der intellektuellen Kultur, dem Bildungs- und Schulwesen alle anderen Länder überflügelt hat, so wenig läßt sich leugnen, daß unser Land in Bezug auf materielle Kulturpflege gegen andere Staaten zurückgeblieben ist. Erst in jüngster Zeit hat das Gefühl der Verantwortlichkeit für das physische Wohl besonders des nachwachsenden Geschlechtes eine Reihe guter und humaner Institutionen hervorgerufen, die jetzt nach Kräften bemüht sind, das Versäumte nachzuholen.

Die Fürsorge für die Kinder aus den ärmeren Volksschichten hat die Begründung der Ferienkolonien und der Kinderheilstätten zur Folge gehabt. Während die ersteren aber nur die Stärkung schwächlicher Kinder während der Sommerferien bezwecken und aus diesem Grunde sieche und kranke Kinder gar nicht aufnehmen, werden in den Kinderheilstätten ausschließlich kranke, meist Strophulöse oder blutarme, durch mangelhafte Ernährung heruntergekommene Kinder längere Zeit unter dauernder ärztlicher Aufsicht und Pflege einer sorgsamsten Kur unterzogen.

Freilich trägt zum Erfolge dieser Kur in erster Reihe die klimatische Erfrischung, vornehmlich aber die reine Seeluft bei, deren außerordentliche Heilkraft denn auch in anderen Ländern längst schon zur Begründung von Seehospizen für schwache und Strophulöse Kinder geführt hat. Die erste derartige Heilstätte wurde im Jahre 1796 zu Margate in England erbaut. Die übrigen Länder folgten dem englischen Beispiel um die Mitte dieses Jahrhunderts, namentlich wurden in Italien zahlreiche Anstalten nachgebildet, und heute giebt es keinen großen europäischen Staat mehr ohne solche Küstenhospize; selbst Amerika besitzt in dem schwimmenden Seehospiz der St. Johannes-Gemeinschaft zu New-York ein dem gleichen Zwecke dienendes Institut.

In Deutschland gab es bis 1876 kein Kinderhospiz an der Seeküste. Man behielt sich mit der Errichtung von Soolbade-Anstalten, in neuerer Zeit auch von Soolbad-Krankenhäusern. So wurden 1861 in Jagstfeld, 1868 in Rothenselbe bei Osnabrück, 1874 in Elmern bei Großsälza und in Lüneburg, 1875 in Salzuflen, neuerdings in Mannheim, Wildbad, Frankenhäusern, Oldesloe, Kreuznach u. s. w. solche Kinderkrankenheime erbaut.

Der erste Anfang zur Errichtung deutscher Küstenhospize geschah durch die Diakonissenanstalt in Norderey, eine Station des Henriettenstiftes in Hannover, welche 1876 entstand und bis Ende 1883 im ganzen 448 Kinder verpflegte. Andere Diakonissenhäuser begründeten dann ähnliche Stationen in Wyl, Groß-Müritz, Heringsdorf, Kolberg u. s. w.

In die rechten Wege geleitet wurde aber die Erbauung von Küstenanatorien erst durch den hochverdienten Marburger

Professor Beneke. Er rief im Jahre 1880 einen Verein zur Errichtung eines Nordseehospizes ins Leben, der sich zwei Jahre später zu einem „Verein für Kinderheilstätten an den deutschen Seeküsten“ erweiterte. Das damalige Kronprinzenpaar wußte der unermüdete Beneke für seine Bestrebungen zu gewinnen, ja es gelang ihm, selbst den Kaiser und seinen Reichskanzler für die Erbauung einer nationalen Musteranstalt in Norderey so weit zu interessieren, daß dem Verein ein Reichszuschuß in Höhe von 250 000 M. zu teil wurde. Weitere 100 000 M. schenkte ein unbekannter edler Deutschamerikaner, zahlreiche kleinere Spenden und Einnahmen erhöhten diese Summe, und der Verein war jetzt in der Lage, auf Norderey und in Joppot bei Danzig eigene Kinderhospize erbauen zu lassen.

Die große, auch für Winterkuren eingerichtete Anstalt in Norderey führt heute den Namen „Seehospiz Kaiserin Friedrich“. Sie kann 240 Kindern und 20 Pensionären Aufnahme gewähren, umfaßt außer dem Hauptgebäude 6 Pavillons, je drei für Knaben und für Mädchen, und darf in jeder Beziehung als Musterinstitut gelten. Als Pflegerinnen fungieren die Schwestern vom Viktoriahaufe zu Berlin. Gleiches Lob gebührt dem schön gelegenen Kinderhospiz in Joppot, das im Sommer 1886 mit 40 Betten eröffnet wurde.

Außer diesen neuerbauten Anstalten besitzt der Verein noch zwei ältere: die Heilstätte in Wyl auf der Insel Föhr, mit 80 Betten, aus einer Seestation des Flensburger Diakonissenhauses entstanden und seither den Schwestern des Kaiserin Augustahospitals zu Berlin überwiesen; und das „Friedrich Franz-Hospiz“ in Groß-Müritz bei Rostock mit 90 Betten, 1884 eröffnet und von einer Oberin, Frau v. Bülow, geleitet, der die junge Gräfin Blücher und einige Johannerdgeschwestern hilfreich zur Seite stehen.

Somit verfügt der deutsche Verein für Kinderheilstätten über vier Anstalten, zwei Nordsee- und zwei Ostseehospize, in denen insgesamt 450 kranke Kinder zu gleicher Zeit gepflegt werden können. Die Pfleglinge dürfen nicht jünger als 4 und nicht älter als 14 Jahre sein; nur die 20 Pensionäre in Norderey dürfen ein höheres Alter haben. Die Kur dauert mindestens 6 Wochen. Die Aufnahme und Entlassung der Kinder, die auf Wunsch von den Schwestern hin und zurückbegleitet werden, erfolgt am 1. und 15. eines Monats. Die Reisekosten für ärmere Kinder werden von den Eisenbahnen bis auf die Hälfte eines Militärbilletts ermäßigt. Das Pflegegeld beträgt in der Regel 10 Mark die Woche; für Kinder unbemittelter Eltern giebt es aber schon eine Anzahl Freistellen in allen vier Hospizen, welche von den Behörden großer Städte, von mildthätigen Frauenvereinen und von vereinzelt Menschenfreunden in dankenswerter Weise gestiftet worden sind. So haben Magistrat und Stadtverordnetenversammlung zu Berlin einen jährlichen Beitrag von 8000 Mark bewilligt, wofür jährlich 50 Berliner Kinder in Norderey kostenlos verpflegt werden. Die Kommunalbehörden anderer Städte, wie Bremen, Danzig, Dresden, Flensburg, Leipzig u. s. w. sind diesem guten Beispiel gefolgt. Eine edle und würdige Aufgabe erblüht hier aber noch den deutschen Frauen, deren Hergensanteil an diesen Werken der Nächsten- und Menschenliebe ja wohlbekannt ist: wenn jeder wohlthätige Frauenverein — und ein solcher sollte in keiner Stadt, in keinem Dorfe fehlen! — sein Scherlein dazu beitrüge, so könnte mit vielen schwachen, aber vereinten Kräften recht wohl das schöne Ziel erreicht werden, achtmal im Jahre allen 450 Pfleglingen, d. h. jährlich 3600 armen und unverschuldet Leidenden Kindern in diesen Seehospizen unentgeltliche Aufnahme und Kur zu gewähren.

Der Verein für Kinderheilstätten in Berlin ist in der kurzen Zeit seines Bestehens ein wichtiger Faktor in unserem Kulturleben geworden; er steht heute unter der umsichtigen Leitung des Vizeadmirals von Reibnitz und ist bestrebt, noch weitere Küstenanatorien zu schaffen. Er würde seinen edlen Zweck gewiß schneller erreichen, und die vorhandenen Hospize könnten inzwischen noch segensreicher wirken, als es schon der Fall ist, wenn durch milde Gaben hilfsbereiter Menschen die Mittel des Vereins vergrößert, die Zahl seiner Pfleglinge vermehrt würden. Der edle Drang, wohlzutun und mitzutheilen, lebt ja in jedes Menschen Brust, er braucht nur wachgerufen zu werden; muß es doch für jeden Begüterten ein erhebender und beglückender Gedanke sein, die trübe, düstere Kindheit eines armen, kranken Geschöpfes erhellen zu können:

„Freundliches Geben zieret das Leben,  
Schleßet dem Dürftigen nimmer die Hand!  
Frommes Erbarmen läßt nicht verarmen;  
Wohlthat ist Quelle in brennendem Sand.“

Gustav Dahms.

### Kate Wilfing.

Novelle von Ottomar Beta.

(Fortsetzung von S. 214.)

Nachdruck verboten.

VI.

In den „Staaten“ wurde eine große Weltausstellung vorbereitet, dazu Kongresse, auch solche der Naturforscher und der Technologen.

Mr. Bruce sah sich bei dieser Gelegenheit abermals befördert und in den Vordergrund gedrängt. Alles ging durch seine Hände. Er hatte kaum Zeit, hin und wieder den Fünfuhrthee bei Miß Kate Wilfing einzunehmen, der so einladend war und in so hohem Rufe stand, daß selbst eine Frau Präsidentin — eine ehemalige Gouvernante — sich gern bei demselben sehen und als Liedersängerin hören ließ. Kate Wilfings Salon war zu einem Sammelpunkt der besten Gesellschaft der neuen Weltmacht geworden — und das alles ohne Kate Wilfings Zutun. Es gab Leute, die sie zu heiraten wünschten, auch dies ohne Kate Wilfings Zutun. Sie hatte es bisher noch immer abgelehnt, sich zu verheiraten. Und verschiedene von den Großen unter den Verheirateten standen in dem Verdachte, sich um des Korbes wegen, den sie sich bei ihr geholt hatten, zu Tode zu trinken. Der Bodenmillionär Gzechel Beaton trieb sich mit seiner Yacht in heller Verzweiflung auf allen Ozeanen herum und sandte bald von Lissabon, bald von Yokohama ganze Ballen von Geschenken an Miß Kate Wilfing. Die besten Weine, alle direkt von der Quelle stammend, drängten sich in Kate Wilfings Kellern. Ihre Schmuckkästchen starrten von kostbaren Gegenständen, die ihr die Oligarchen der Staaten dargebracht und die sie ebensowenig wie die Darbringer kaum im Jahre einmal flüchtig ansah. Die zahlreichen Freunde ihres Vaters, selbst solche, die seinen Ruin mit echter Yankee-Smartness herbeigeführt und benutzt hatten, betrachteten Kate Wilfing wie ein Mitglied ihrer Familie. Kein Fest im Winter und Sommer, zu welchem sie nicht eine Einladung erhielt, kein Tag, wo nicht ein paar Equipagen mit Vollbluttrabern vor ihrer Thür hielten. Auch die der Frau Präsidentin sah man dort oft genug, freilich noch öfter die des Mr. Bruce.

VII.

So saßen diese beiden eines Nachmittags in Kate Wilfings Salon einander gegenüber und plauderten wie gute alte Bekannte.

„Man soll alte Freunde nie vergessen,“ hörte Miß Wilfing, die in einiger Entfernung ihren Platz hatte, die Präsidentin sagen, „für niemanden hat dieser Grundsatz mehr Wichtigkeit, als für einen amerikanischen Staatsmann. Es ist das Prinzip, welches bei uns hoch und niedrig und die fern voneinander Weilenben zusammenhält und die Küsten der beiden großen Ozeane verbindet. Auch mit der alten Welt verknüpft uns dieses Prinzip... hm, Sie sagen, er sei es gewesen, der den Verkehr abbrach. Ja, diese Deutschen sind darin nachlässig bis zur Fribolität. Deshalb haben sie keine Gesellschaft und keine Selbstregierung, sondern alles beruht auf einem bürokratischen Zwang. Und nun hat er abgelehnt, trotz der Verurteilung auf Ihre früheren Beziehungen zu ihm, dieser Herr Plehn?“

„Vielleicht hält er das Ausstellungs- und Kongresswesen für hohles Schau- und Prunkwerk,“ antwortete Mr. Bruce.

Kate Wilfing rückte näher an die beiden heran. „Für die alte Welt mag dieses herbe Urteil nicht ganz der Berechtigung ermangeln,“ gab die Frau Präsidentin zu. „Sie müßten ihm schreiben, daß die Verhältnisse bei uns etwas anders liegen. Wir brauchen seinen Namen, brauchen ihn bei der Jury, bei den Kongressen. Ein Mann von seiner Bedeutung darf einfach nicht übersehen werden. Wenn er fehlte, so würde man uns Mangel an Rücksicht, an Kenntnis oder diplomatischem Geschick vorwerfen.“

„Unser Botschafter in Berlin ist gewiß ein Ueberredungskünstler, und auch er hat sich vergebens bemüht; er ist zweimal bei ihm vorgefahren, hat ihm die Gastfreundschaft der Staaten angeboten, alles vergebens.“

So sprach Mr. Bruce, ein wenig bitter, und blickte zu Kate hinüber.

„Wäre es möglich, daß die Herren Engländer, denen er sich verkauft hat, dahinter stecken?“ fragte die Präsidentin. „Sie suchen den Staaten zu schaden, wo sie nur können. Wir werden uns einmal an ihnen rächen müssen.“

„Diese Herren Engländer hätten im Gegenteil das größte Interesse daran, daß die Staaten für ihre Patente Reklame machten.“

„Dann ist das Hindernis ein inneres und beruht in deutscher Empfindlichkeit,“ schloß die Präsidentin. „Ich kenne die deutsche Natur, habe selbst zwei Jahre in der Friedrichstraße zu Berlin gewohnt und mir mit all' der Schubert-, Schumann- und Wagner'schen Musik fast eine Gehirnerweichung zugezogen.“

Mr. Bruce lachte. Er sah sich wieder nach Kate Wilfing um und sagte wie im Vertrauen: „Wenn diese uns unmöglich scheinende Empfindlichkeit der Grund ist, weshalb Herr Plehn nichts von uns wissen will, Miß Wilfing, dann müßten Sie sich ins Mittel legen.“

„Wenn es nötig sein sollte, gewiß,“ gab Kate zur Antwort, „man muß dem Vaterlande dienen, auch unter moralischen Bedrückungen.“

Die Präsidentin sah Mr. Bruce fragend an.

„Miß Wilfing hat es nämlich schon einmal darauf angelegt, Herrn Plehn der alten Welt abspenstig zu machen,“ erläuterte Mr. Bruce.

Die Präsidentin hob die Augenbrauen bis fast unter die Stirnlocken empor.

„Dann ist ja alles klar,“ sagte sie, „dieser deutsche Herr will sich nicht zum zweitenmale in die unangenehme Lage bringen, Ihnen einen Korb geben zu müssen, Miß Wilfing.“

„Vielleicht ist dies der Grund, Mrs. Präsident,“ erwiderte Kate gutmütig lächelnd.

„Es macht ihm alle Ehre, daß er sich aufs Erfinden gelegt hat und nicht auf den Trunt,“ scherzte Mr. Bruce, „denn der Wahrheit die Ehre, er war's, der den Korb erhielt.“

„Und der nun die ganze neue Welt dies entgelten läßt!“ sagte die Präsidentin lachend. „Welch ein Dämon, dieser Herr Plehn!“

„Unter all' den Beaus, die Miß Wilfing in Heidelberg umgaben, war Herr Plehn der bevorzugteste,“ fügte Mr. Bruce hinzu. „Er erlebte infolgedessen auch unter allen die größte Enttäuschung.“

Kate errötete leicht. „Ich achte ihn um so höher, weil er damals auf meine Bedingung nicht eingehen wollte,“ sagte sie.

„Und welche war das?“

Die Präsidentin stellte diese Frage im Tone staatsmännischer Autorität.

„Sehr natürlich. Er sollte sein Vaterland aufgeben.“

„Das darf kein Mann um eines Weibes willen.“

„Das ist die Frage! Wenn das Vaterland ihm nichts bietet, nicht mehr als wir, nicht mindestens eben so viel!“ schmolte Kate. „Ich wollte sein Bestes.“

„Was sein Bestes anbetrifft, so muß der Mann darüber selbst entscheiden,“ warf die Präsidentin ein. „Mein Kind, Sie liebten ihn nicht genug, um seine Wege ihre Freunde aufzugeben.“

„Miß Wilfing ist zu weltweise,“ fügte Bruce hinzu.

„Das ist ein Vorzug von uns Amerikanerinnen, und jede Nation hat die Fehler ihrer Vorzüge,“ schloß Kate das Gespräch. „Ich werde sofort an ihn befehlen, und Sie sollen sehen, er kommt!“

Sie verbeugte sich und wandte sich zum Gehen.

„Nein, Liebchen, das darf nicht geschehen,“ rief die Präsidentin ihr nach.

„Warum nicht, Mrs. Präsident?“ fragte Kate sich zurückwendend. „Herr Plehn ist ein Gentleman, der mir seine Freundschaft bis ans Ende bewahrt.“

„Aber ich bitte Sie, Miß Wilfing! Ein Gentleman bricht in dieser Weise nicht seine Korrespondenz zu uns ab, es wäre denn, daß wir uns des ferneren Verkehrs mit ihm unwürdig gezeigt hätten. Was hat Mr. Bruce diesem eingebildeten Deutschen gethan?“

Mr. Bruce errötete leicht. Dann sagte er: „Ich schrieb ihm zuletzt, daß ich mich, nachdem ich nun in die Lage gekommen wäre, Miß Wilfing ein Heim nach ihrem Geschmade

anzubieten, nicht länger enthalten könnte, dies zu thun. Das war vor fast zwei Jahren.“

„Sie erzählten es mir wiederholt,“ sagte Kate.

„Alle Quartal einmal,“ seufzte Mr. Bruce.

„Und der Deutsche wartet noch immer auf die Verlobungsanzeige?“

„So scheint es,“ warf die Präsidentin dazwischen.

Mr. Bruce zuckte mit den Augenbrauen.

„Wer weiß das? Vielleicht ist ihm das Warten über allerlei sonstige Dinge aus dem Kopfe gegangen. Er scheint mir einer

VIII.

Während der fünf Jahre, welche seit Katens Rückkehr nach Amerika vergangen waren, hatte sich Werner Plehn in sein Laboratorium eingesperrt und hauchte dort wie ein zweiter Doktor Faustus. Alle Morgen und alle Abend kam der leitende Techniker der Fabrik zu ihm herauf und berichtete über den Verlauf der Arbeiten, über eingetretene Schwierigkeiten, über zu treffende Neuerungen, und Werner ordnete an, berechnete Kräfte und Hindernisse, experimentierte, entwarf Modelle zu neuen Konstruktionen mit neuen Stoffen und Materialien, kurz er war das Hirn einer Fabrik, welche mehrere Tausende von Arbeitern beschäftigte und die Welt mit Dingen überflachte, die man am Tage zuvor noch schier für Unmöglichkeiten erklärt hatte. Aber Werner selbst wurde zum Märtyrer seiner Erfindungen. Während er die Welt umgestaltete und die Menschen mit neuen Gewalten vertraut machte, war er selbst weltfremd geworden und menschenscheu.

Einmal saß er und brütete vor sich hin und starrte auf all' die metallenen Diener, in denen das elektrische Fluidum ungeheuersten Wirkungen ausübte, und vor ihm entstand eine neue Schöpfung. Aber es war eine solche von Schatten und Formeln, in welche er die Menschheit hineinzwängte, und diese Menschheit, eine hagere Gestalt im Lumpen, zwiegeschlechtig, ohne Alter, stierte ihn an mit dem rollenden Auge des Wahnsinns. „Bist du der Mann, der uns in diese Fessel schlug?“ so raunte sie ihm zu, und ihre Stimme nahm etwas Klagendes und zugleich Fürchterliches an. Schweiß perlte auf ihrer Stirn, Thränen rannen ihr aus den Augen, Blut aus den Wundmalen in den Händen, die sie ihm entgegenstreckte. Und sie sprach zu ihm in verworrenen Rede, von Schluchzen und Seufzen unterbrochen, bis Werner zerknirscht neben seinem Sitz zu Boden sank und nach Atem rang, wie ein Ertrinkender. Er stöhnte laut: „Nein! Nein! Ich bin nicht schuld daran! Euer falsches Recht läßt alle diese Wohlthaten der Wissenschaft verfliegen und wandelt Segen in Fluch!“ Da winkte ihm die Gestalt der Menschheit, ihr zu folgen. Und wie von der Erlösung begnadet, richtete sich Werner auf. Dann aber taumelte er zurück und stieß einen Schrei aus. Denn das eben noch so kummervolle Antlitz hatte sich verwandelt. Sie stand da, starr und tot und bleich, und ihre Züge erinnerten ihn an ein Weib, das er einst geliebt hatte — das er noch liebte, ohne sich dies selbst auch nur in Gedanken zu gestehen.

Ein andermal saß er nach rastlosem Rechnen wiederum in seinem Sessel und brütete. Es war ihm zu Mute, als verlöre sein Leib die Schwere, als könnte er nach Willkür emporfliegen und sich niederwerfen und als entströmte seinen vorgestreckten Händen eine Kraft, die zu erzeugen sein Wohlwollen genügte und die instand war, alle Menschen zu beglücken, sie mit den Gütern dieser Erde zu überhäufen.

Und er strengte seinen Willen an, fast übermenschlich, und siehe, vor ihm wuchsen Paläste aus Hütten empor, gewaltige Schiffe entstanden aus armseligen Fischerbooten, und alles darin erglänzte von Gold und Marmor, von Ebenholz und Elfenbein; die gesamte, wimmelnde Welt prangte in Sammet und Seide und lagerte sich auf üppig gepolsterten Pfählen, und auf allen Tischen standen silberne Becher, kristallene Humpen, alle gefüllt mit perlenden Weinen. Die Menschen plagten sich nun nicht mehr mit schwerem Tagewerk, sie zerquälten nicht mehr mit Gedanken das Gehirn, sie hatten nicht mehr nötig, einander zu neiden, denn jeder hatte zur Hand, was er nur wünschte, und lebte in Sauf und Braus. Aus ihrem Antlitz leuchtete die Weinseligkeit, Lachen und Gesang ertönten überall, er selber wurde umdrängt und gefeiert, tausend schöne Weiber wanden



Lustige Bemerinnen. Gemälde von Th. von der Beek.

von den Leuten zu sein, die durch obrigkeitliche Verordnung mit einer Frau versorgt werden müssen.“

„Wie Sie Haal Newton,“ ergänzte die Präsidentin.

„Es wird ihm schmeicheln, daß Sie einen so großen Begriff seines Wertes haben, um ihn mit Newton zu vergleichen, Mrs. Präsident,“ lachte Kate, wieder leicht errötend.

Dann setzte sie sich an diese Dame heran.

„Aber was soll geschehen,“ fragte sie, „da er uns nun einmal unentbehrlich scheint?“

Die Präsidentin zog Katens Kopf an ihren Busen, wie ehemals als Gouvernante den Kopf einer geliebten Böglingin, und küßte ihre Stirn. Dabei flüsterte sie ihr zu: „Es wird gar nichts geschehen, und das übrige ist Staatsgeheimnis.“

einen Reigen um ihn her in zierlichen Kadenz, wie einst um den weisen König Salomon, und immer schneller wurde ihr Schritt, ihr Jubel zum Lallen, zum bachantischen Getreisch, ihre Blicke wurden blöde, ihre Züge von wilden Leidenschaften entstellt, sie taumelten um ihn herum und faßten ihn mit tobender Begierde, er küßte sich hin- und hergerissen und entwand sich mit verzweifelter Gewalt ihren Umarmungen. Dann seiner Gabe, die Schwerkraft zu überwinden, gelang es ihm zu entfliehen. Er flog empor und schwebte über die Länder. Und siehe, überall bot sich ihm dasselbe Bild des Entsetzens. Völlerei und Trägheit hatte die Menschen erfaßt, furchtbare Seuchen rafften sie in Scharen hinweg, Wahnsinn riß die Ueberlebenden zu Greueln fort. Man begrub die Toten nicht mehr, es war, als ob die gesamte Welt in Fäulnis zerfiel und alle Bande gerissen wären, welche sonst den Menschen dem Menschen, den Mann dem Weibe, hoch und niedrig vereinten. Da sank der Schöpfer all dieser verwerfenden Sonne kraftlos und schluchzend zur Erde und barg das Gesicht in den Händen, sein Wollen versiegte wie Wasser im Wüstenlande. Finsternis herrschte rings umher, und eine grimme Kälte packte ihn an, sodas er bebend emporfuhr.

Es war Nacht. Ueber ihm flammte der Himmel, wie einst am Ostseestrand. Und wieder starrte er sehnsuchtsvoll empor zu den flackernden Sternen. Da stand das Kreuz der anderen Hemisphäre gerade über ihm, ein gewaltiges Bild, und in nebelhaftem Lichte erschien ihm darin der Gekreuzigte selber mit dem Blicke des Dulders und Erlösers, des Helfers und des Predigers ewiger Liebe. Und zu den Füßen des Herrlichen glänzte ein Stern, der heller und heller ward, bald rötlich, bald bläulich erstrahlend, und vor Werners erstaunten Blicken wuchs dieser Glanz zu einer leuchtenden Wolke heran.

Werner blickte wie gebannt empor. Er sah, wie die Wolke sich wandelte, und immer klarer erkannte er die Gestalt eines Weibes, das am Kreuze betete.

IX.

Werner fuhr empor. Ein Klopfen hatte ihn gestört. Er sah wirr um sich. Alles um ihn her erschien ihm fremd und unheimlich. War es möglich, das er in seinem Zimmer sich befand? Die Drahtknäuel und Magnete, die Platten und Flaschen mit Säuren, die tausend ungestalteten Gegenstände, die ihm bisher alles gewesen, all seine Sinne beschäftigt hatten, nun umgaben sie ihn wie ein wirres Chaos. Er starrte da hinein und suchte vergebens nach einer Ausgleichung der ihn noch beherrschenden Gefühle und dieser Welt, die ihn so lange ganz gefangen gehalten.

Es klopfte noch einmal und der alte Diener, den Werner seit Jahren fast allein um sich duldet, öffnete leise die Thür und blickte schüchtern herein. Er hatte Furcht vor diesem Herrn, der kaum ein Wort mit ihm über das Nötigste sprach und oft so versunken in seine Rechnungen war, das er seine Wahlzeiten darüber vergaß. Und er war hart und unwirsch, wenn man ihn an seines Leibes Notdurft zu mahnen wagte.

„Nun, nun?“ fragte Werner.  
Seine Stimme klang ungewiß und weich, sodas sie dem Alten befremdlich erschien. Dieser trat zögernd heran und überreichte eine Karte, indem er mit verlegenem Achselzucken flüsterte: „Er läßt sich nicht abweisen, der Fremde, obgleich ich ihm dringend vorhielt, das der gnädige Herr alles schriftlich zu erledigen wünschen.“

Werner, noch unter dem Einflusse seiner Vision stehend, war unschlüssig, wie nie zuvor in seinem Leben. Er nahm die Karte und blickte sie an, aber die Buchstaben darauf schienen ihm nichts zu sagen. Er warf sie auf den Tisch und nickte nur. Der Alte aber hatte von dem Fremden ein Goldstück erhalten und verlor daher keine Zeit, dieser Gabe gerecht zu werden. Er eilte hinaus und bat den Fremden einzutreten. „Herr Plehn hat genickt. Also wagen Sie sich nur hinein,“ so flüsterte er ihm zu.

Der Fremde war ein untersechter kleiner Herr mit den klugen Augen des Forschers und zugleich des Weltmanns, sein Haar war schwarz, hie und da mit Silberfäden durchzogen, sein Teint gelblich, sein Gesicht oval und bartlos, sodas er ein ungemein jugendliches Aussehen hatte. Er war der Typus der Nüchternheit und des sachlichen Denkens. Ein nachsichsvolles Lächeln lagerte auf seinen fein geschwungenen Lippen. Behend trat er vor Werner hin und verbogte sich tief.

Werner erhob sich zögernd und wies dem Gaste einen Platz an.

„Womit kann ich...? Was ist...? Bitte!“  
Das Lächeln des Fremden wurde in seiner Eigenart noch bemerklicher. Er antwortete in englischer Sprache.

„Leider ist mir das deutsche Idiom fremd, und ich weiß durch unsern Botschafter, das Sie des Englischen mächtig sind, fast nur mit Engländern verkehren — alle Elektriker sprechen englisch.“

Werner blickte finster drein. Er nahm die Karte des Fremden noch einmal in die Hand und las nun erst den Namen: „Jeffrey George Ellison, Newyork.“

Sofort fuhr er empor und starrte dem Gaste ins Gesicht. Dies also, dies nüchterne knabenhafte Männchen war es, das seinem deutschen Vaterlande den Ruf streitig machte, das Vaterland der Elektrotechnik zu sein?

Dies war also der Mann, der seine Werners Entdeckungen ausbeutete und zur Grundlage von tausend Erfindungen machte, während er — so bildete er sich ein — in der Wissenschaft voraus, auf dem Boden der Praxis lahm hinterdreinkendete! Der große Wirr war ihm, dem Deutschen, gelungen, die „Fruchtifikation“ im einzelnen gelang dem Amerikaner besser, und Werner haßte ihn, verrachtete ihn wegen der geschäftseifrigen Ausbeutung dessen, was ihn, Werner, nur der Wissenschaft wegen, ja des väterländischen Ruhmes wegen innerlich beschäftigte. Aber alle diese Bedenken, diese Gehässigkeiten verslogen jetzt im Nu beim Anblick des Mannes selbst.

„Guter Gott, Mr. Ellison! Sie? Verzeihen Sie — ich bin so zerstreut! Ich rechnete gerade.“

Werner unterbrach sich, da er sich einer Lüge bewußt wurde. Er lag sonst nie. Einem plötzlichen Impulse folgend, reichte er seinem Gaste enthusiastisch die Hand.

„Ja,“ rief er, „mit Ihnen spreche ich gern englisch — was ich sonst nicht einmal mit meinen Finanzleuten thue. Es ist ein arrogantes Gesindel, Mr. Ellison, das alle Welt mit dem Geldsack monopolisiert, und diese so monopolisierte Welt ist mir ebenso zuwider, wie die Wissenschaft mir lieb und wert ist. Deshalb betrete ich sie fast nie mehr, diese Welt. Aber ihr

Amerikaner habt euch befreit. Ihr seid keine Hypothekensklaven! Ihr habt ein Heimstättenrecht. Kurz, ihr seid ganze Kerle, während selbst ich, wenn ich überhaupt etwas durchführen will, mich an den goldenen Karren der Briten spannen lassen muß. Ich freue mich von ganzem Herzen, Sie hier willkommen zu können — einen Konkurrenten und dennoch einen Mitarbeiter! Was führt Sie nach Europa? In dieses Unglücksland?“

Während dieser beinahe ungewollt ihm entschlipfenden Worte hatte Werner bereits geklingelt und rief dem alten Diener zu: „Ein paar Flaschen Wein — guten Wein, Rotwein, Rheinwein! Du Gesel! Konntest du mir das nicht gleich sagen, das es Mr. Ellison war?“

Damit schob er den Diener, ohne seine Antwort abzuwarten, zur Thür hinaus. Dieser war wie vom Donner gerührt. Sein Herr duzte ihn, faßte ihn an und wollte Wein trinken. Das war seit fünf Jahren nicht vorgekommen.

X.

Derweil hatte sich Mr. Ellison im Laboratorium umgesehen. Er sah, das dasselbe nicht nur wissenschaftlichen Zwecken diene. Der deutsche Gelehrte wohnte darin, und das stark abgenutzte Schlafsofa schien ihm sogar zum Nachtlager zu dienen. Mr. Ellison sah alles und schüttelte mit dem Kopfe. Der praktische Mann Deutschlands — im Grunde genommen ein unpraktischer Ideologe, ein Gelehrter, ein ewiger Student, ein bemoostes Haupt.

„Einen traurigen Laden haben Sie hier, Herr Plehn,“ sagte er nach einigen Hin- und Herreden. „Ich wollte, Sie kämen einmal herüber zu uns. Sie erfinden, wie es scheint, alles selber, während wir bei uns drüben das Erfinden in eine Art von System gebracht haben. Ich habe einige hundert Leute unter mir, die mit gebundener Marschroute irgend ein bestimmtes Ziel gemeinsam in Angriff nehmen. Ich bin nur ihr taktischer Führer. Der Stratege aber, Herr Plehn, das sind Sie. Und wir erkennen das an. Aber so vereinsamt habe ich mir Sie doch nicht gedacht. Sie sind ja ein Anachoret.“

„Das liegt im Wesen der Wissenschaft,“ wandte Werner ein. „Der Stratege bleibt hinter der Front.“

„Aber auch er soll sich seines Wertes freuen,“ fuhr der Yankee fort. „Kommen Sie zu uns herüber, Herr Plehn. Sie werden Ihre Freude daran haben, zu sehen, in welcher Weise wir arbeiten und Ihren wissenschaftlichen Weisungen nachgehen. Wir haben das Bedürfnis, Ihrem Verdienste gerecht zu werden. Sie zu uns einzuladen, deshalb bin ich hier. Und ich spreche zu Ihnen, dem überragenden Wissenschaftsmann, als Vertreter der Praxis.“

Das waren offenerzige Worte, wie Werner sie in seiner Verbitterung von dem vermeintlichen Nebenbuhler und Ausbeuter nicht erwartet hatte. Sie überbrückten alle Klüfte — auch die des nationalen Neides. Das Lächeln des Mannes der Praxis schien Werner nichts als Wohlwollen zu befehlen. Er merkte nichts von dem Diplomaten, als welcher sich Mr. Ellison seiner Aufgabe entledigte. Die ihm gezollte Anerkennung schien ihm ehrlich. So anerkannte Blücher seinen Gneisenau wie Mr. Ellison, der Erfinder, der Organisator der Erfindungsgruppe, ihn, den Strategen, den Entdecker.

„Sie kommen auf kürzestem Wege von Newyork?“ fragte Werner, als bereits der Wein im Glase perlte.

„Ein Raßensprung heutzutage. Und ich veräume ja nichts. Meine Maschine da drüben, jenseits des großen Teiches, arbeitet auch ohne mich. Und der Telegraph, dessen Direktor ich bin, erlaubt mir einen ununterbrochenen Verkehr mit meinem — shop.“

Und nun sprach der Yankee über einige Aufgaben, die er seinen Truppen gestellt hatte. „Wenn ich zurückkomme, muß der Akkumulator gefunden sein. Hundert Menschen experimentieren mit tausend Materialien.“

Werner schrak auf. „Der Akkumulator?“ Seit Jahren hatte er sich das Gehirn zerquält, dieses geahnte Etwas zu finden, welches die Menschheit in den Stand setzen soll, die stete Bewegung des Wassers und der Luft, Flut und Wind, die Wärme der Sommer Sonne in elektrische Kraft umzuwandeln und aufzupeichern für den Winter, für die Nacht, wie das Gas im Reservoir zum beliebigen Gebrauch. Und nun beherrschte ihn der Zweifel, ob diese Erfindung der Welt auch von Nutzen sein werde. Er sprach sich darüber aus.

Und zum Schluß erhob er sich und seufzte.

„Ich hoffe,“ wagte er, „das es nie gefunden wird, dieses schreckliche Etwas, wenigstens so bald noch nicht. Wenn ich es fände, ich zerklügte es, begrüße es, wie Prospero seinen Zauberstab, viele Klaster tief. Zittern wir!“

„Warum zittern?“ fragte der Amerikaner erstaunt.

„Die Menschheit ist noch nicht reif dafür. Ein jeder von uns müßte zuvor alle Wandlungen und Wiedergeburt Christi und Faust durchgemacht haben, ehe wir dieses schreckliche Etwas ertragen könnten.“

„Das möge nachher geschehen,“ rief der Amerikaner.

„Es wird eine zweite Austreibung aus dem Paradiese.“

„Die erste erfolgte, als der Armenisch das Feuer benutzen lernte, und sie ist darum auch noch nie bereut worden.“

„Lassen Sie der Menschheit Zeit,“ rief Werner. „Sie braucht ein neues Recht, neue Ordnungen, eine neue Moral, ehe sie die unerschöpfliche Kraftquelle auf sich zu nehmen vermag. Diese Welt würde ein Gefängnis werden.“

Er dachte an seine Vision und hob die Hand gen Himmel. Der Amerikaner lachte.

„Die Menschheit wird nicht anders erzogen,“ erwiderte er, „als durch den Zwang der Verhältnisse. Wenn wir mit Neuerungen auf die zuvor ad hoc erzogene Menschheit warten wollten, so würden wir warten müssen bis zum jüngsten Tage. Wir Schaffenden beruhigen uns bei dem Gedanken, das die Wissenschaft jenem Speere der griechischen Mythe gleich sei, der die Wunden, die er schlägt, auch selber heilt.“

(Schluß folgt.)

Modeplauderei.

Hamburg, Anfang Juni.

Warme, weiche Sommerluft, Licht und Sonnenschein umfluten die alte, ehrwürdige Hansestadt und umgeben das ganze dicke Häusermeer wie mit einem Märchenschein. Es ist ja der herrlichste aller Hamburger Monate, der Juni. Noch liegt keine dicke Staubkruste auf dem zarten, kraftvollen

Grün der schlanken Bäume, die den Jungfernstieg schmücken und zwischen deren Zweigen schimmernde Sonnenstrahlen hin und her huschen, noch plätschert die bald sommerlich träge Auster in leisen, kurzen Wellen, noch liegt es wie ein letzter, süßer Hauch scheidenden Frühlings über der schönen nordischen Stadt, der ihr einen eigenen Reiz verleiht. Und welches Leben auf den Straßen! Das flutet förmlich durcheinander, Fremde und Einheimische, das die breiten Trottoirs am Neuen Wall und Austerdamm fast zu schmal erscheinen, und die Schaufenster sind mit den entzückendsten Neuheiten verschwenderisch ausgestattet — es ist ja kurz vor dem „Derby“, kurz vor der Sommerreise.

Da sind viele tausend fleißige Hände geschäftig bemüht, den Ansprüchen aller eleganten Mondaines gerecht zu werden. Und all die entzückenden Modedepotirten, die in den geheimnisvoll verschwiegene Arbeitsräumen entstehen, sie tauchen gleich Wunderblumen aus dem Dunkel hervor, und das Auge kann sich nicht satt sehen an den harmonischen Farben, den prächtigen Dessins, der originellen Machart. Foulard wohin man schaut, so weit man blickt, ausschließlich Foulard; er ist der Modedöge der diesjährigen Saison, und ein Kleid wenigstens muß man aus diesem Favoritmateriale besitzen, beansprucht man die neueste Pariser Anerkennung, das Prädikat: „kremelin!“

Das arme „chic“ ist ganz verbannt und das schreckliche kremelin, das so geistvoll von Kremel hergeleitet wurde, um das französisch-russische Bündnis zu feiern, drängt sich mit Gewalt hervor. Neben getupftem, gebändertem, gestreiftem und changeant Foulard sind schwarze Seidenstoffe mit eingewebten rosa, blauen und blaßviolettten Blüten oder Punkten hochmodern. Auch rohseidene Kleider, einfarbig oder mit kleinwinzigen Schwalben bedruckt, sogar mit gemaktem Plastron finden viel Beifall. Die hauptsächlichsten Farben der Wollstoffe und vieler Seidengewebe sind soieil couchant, ein tiefes Orange mit bräunlichem Schimmer, mode doré, ein schönes, warmes Goldbraun, sable, die echte gelbgraue Sandfarbe und prononziert Heliotrop. Auch schwarze Grenadine mit farbigen Seidenstreifen und Gittermuster ist modern.

Einen sehr aparten Eindruck macht eine Toilette aus Foulard, soieil couchant und olive, changeant, mit weißen prächtigen Blumenkörben eingewebt. Der Rock ganz schlicht nur mit sehr langer Schleppe, denn die wieder auftauchenden Modgarnituren finden im allgemeinen wenig Beifall. Die blusenmäßige, gezogene Taille ist in den Rock gesteckt und schließt durch einen breiten Gürtel aus bräunlicher Stickerie mit Gold verziert, auf olive seidenen Fond gestickt, ab; ein breiter faltiger Kragen aus écaré Spitze verhüllt die ganze obere Hälfte der Taille und Aermel und wirkt, wenn geschickt und legere umgelegt, sehr malerisch.

Eine sehr hübsche Turstoilette besteht aus schwarzer Grenadine mit blaßblauen und maifarbenen schmalen Streifen. Den schlichten, etwas schleppenden Rock umgibt eine Puffe aus schwarzen Chantillyspitzen, unten von einer schmalen, maifarbenen, seidenen Koletolle begrenzt, oben von einer gleichartigen in Hellblau abgeschlossen. Dasselbe Arrangement als Panier wiederholt sich oben am Rock an den Hüften, was ganz eigentümlich wirkt. Auch um die Aermel, längs der Naht, wo sie der Taille eingefügt sind, läuft eine gelbliche Rosentolle, die oben auf der Schulter in eine silberne Agraffe endet. Die Aermel an sich zeigen nur eine ganz kleine Puffe und geben dann schmal bis zum Handgelenk, wo sich dieselbe Garnitur wie auf dem Rock wiederholt.

Ein Kostüm aus Mohrseide muß jeden Kenner in Entzücken versetzen. Vorn am Rock ist ein großes, zartgedöntes lila Fiederbouquet gemalt, das von einem gemakten Goldband zusammengehalten wird; kleine Miniaturbouquets bedecken die hochgepufften Aermel und den viereckigen Sattel der blusenartigen eingereichten Taille, sowie den breiten Wiedergürtel, der seitwärts mit einer hochstehenden lila Sammetkrawatte mit langen Enden abgeschlossen wird. Statt gemalt können die Fiederzweige auch gestickt werden, was gleichfalls sehr gut aussieht und obendrein eine reizende Handarbeit für geschickte, zierliche Frauenhände ist.

Ein sandfarbenedes Straßenkleid, ganz fein in sich gerippt, weist einen herzförmigen, bis zum Taillenabluß reichenden Einsatz aus gezogenem, rötlichem Seidenstoff auf, der von ziemlich breiten Goldborten umfaßt ist; an der linken Seite der rückwärts mit Haken geschlossenen Prinzessroben wird am Rock bis zu Kniehöhe herauf ein Reil, mit gezogener rötlicher Seide ausgefüllt, der wie das Plastron ebenfalls von Goldborten umgeben ist. Rechts am Rock befindet sich eine aufgesetzte Tasche mit seidenem Vortop.

Ganz besonders eigenartig und apart sind die Hüte der diesjährigen Saison, und zumal die Firma M. Gerfl am Austerdamm bringt einige entzückend originelle Sachen. Das neueste Genre ist „Mephisto“, die zwei gebogenen Federn, schwarz und mit Fettsilber bedeckt, und da nun mehr oder minder neben einem großen Stück „Engel“ auch in der reizendsten Frau — und in dieser sogar speziell — ein ganz kleines Stückchen „Teufel“ steckt, so finden derartig garnierte Hüte reizenden Abgag, denn es ist heuer modern, „Farbe zu bekennen“. Unter einem kleinwinzigen rosa Strohhütchen fallen gekräuselte schwarze Spitzen hervor; als winziger Aufputz dienen zwei kleine, schwarze Seidenbandwürstchen, zwischen denen die Mephistofedern angebracht sind; dazu schwarze, breite Bindebänder, voilà tout, aber von einem wirklich ungläublich reizvollen Effekt. Sehr chic ist auch ein heliotrop Strohhut, kleine, runde, hinten aufgebogene Form mit ganz flachem Kopf und mit hellblauen und mattheliotrop Federköpfen geziert; eine ganz eigenartige aber wirksame Zusammenstellung.

Für Sonnenschirme wird neben changeant Seide hauptsächlich getupfter und mattgebünter Foulard benutzt, auch Vastseide, uni, bedruckt oder gemalt. Ueberaus vornehm ist ein schwarzer Taffetschirm mit eingewebter, durchsichtiger, griechischer Bordüre, sowohl am Rande des Schirmes, sowie am hängenden Volant; der lange Stiel ist aus gelbem, geschnittenem Holz.

Auf dem Gebiete der Umhänge sind ganz düftig aus schwarzen oder écaré irischen Spitzen gefertigte Kragen, die nur bis auf die Hüften reichen, das Neueste, und sie erfreuen sich großer Beliebtheit, denn anstatt die Figur zu verschleiern, schmiegten sie sich in weichen Falten an und bringen erst recht alle Schönheiten derselben zur Geltung. Ob wohl irgend eine der lebenswürdigen, schön gewachsenen Bazarleserinnen dieser reizenden Modedepotirze abgeneigt ist? Ellison.

### Praktische Winke für die Reise.

Nachdruck verboten.

Welche Lust gewährt das Reisen! heisst es in dem Text einer alten Arie, und gewiss wird jeder diesem Wort aus vollster Ueberzeugung beistimmen. Nicht nur Lust und Frohsinn, auch Bildung und Belehrung gewährt gerade das Reisen in ausserordentlichem Grade. Und dieses wichtige moderne Bildungsmittel hat seit dem Entstehen der Eisenbahnen einen ungeahnten Aufschwung genommen. Auch dem, der nur über ganz mässigen Wohlstand oder regelmässige Einnahmen verfügt, der Erzieherin, Gouvernante, Lehrerin, Buchhalterin etc. ist es heute möglich, nicht bloss auf einer Gebirgsreise etliche Wochen lang Herzluft zu atmen, sondern wirklich weite Fahrten, die auch heute noch den Namen „Reise“ verdienen, zu unternehmen. Indes wo viel Licht ist, da findet sich auch Schatten, und so ist auch die herrlichste Reise immerhin noch von Unannehmlichkeiten und Unannehmlichkeiten begleitet, die sich für die Damen, und besonders für alleinstehende Damen, noch schlimmer gestalten. Unseren Leserinnen die Schwierigkeiten und unweidlichen kleinen Lasten einer grösseren Reise soviel als möglich zu erleichtern, soll der Zweck der nachstehenden Zeilen sein.

Zunächst handelt es sich bei einem Reiseplan darum, einen Aufenthaltsort zu wählen, falls nicht vom Arzt eine bestimmte Kur vorgeschrieben ist, durch die man sich dann gebunden findet und seinen Weg ganz genau vorgeschrieben sieht. Nach den vorzüglichsten und meist besuchten Badeorten giebt es ja sogenannte Zeitfahrkarten, zu denen die Eisenbahnverwaltungen das gewöhnliche Quantum von freiem Gepäck gestatten. Die Karten haben circa sechs Wochen Gültigkeit und stellen sich etwa 25 bis 30 Prozent billiger, als die einfachen Fahrkarten hin und her kosten würden.

Die Ausstattung für eine Badereise ist leicht besorgt. Man hat sich etwa auf vier Wochen vorzusehen und muß als Basis für das Mitzunehmende zwei Dinge feststellen: erstens ob der Ort von sehr eleganter Gesellschaft besucht wird, zweitens, wenn dies der Fall, ob man bei seiner Kur in und mit der grossen Welt leben will und kann. Zuvörderst muß man für ein praktisches Reisekleid sorgen, das nachher auch gleich als Brunnen- und Badetoilette dienen kann. Sehr hübsch sind dazu die beige- oder hellbraunen Stoffe, aus denen man gleich ein Kleid und einen hellen Paletot arbeiten läßt und an denen man bei grösserer Wärme später noch die feste, wollene Corsage durch eine leichte Satin-, Zephyr- oder Foulardbluse ersetzt. Zwei Kleider für die Table d'hôte genügen, besonders wenn man einige farbige Chiffon- und Surah-Plastons und einige Fichus aus schwarzen und crème Spitzen mitnimmt, mit deren Hilfe sich der Aspekt dieser beiden Toiletten hübsch variieren läßt. Für den Abend, also für den eventuellen Besuch des Theaters, Konzerts oder zum Zuschauen bei einer Reunion empfiehlt sich dann ein leichtes, helles Kleid nebst einigen dazu passenden Schleifen, Blumen, einem Fächer etc. Wäsche hat man eigentlich nur nötig auf eine Woche mitzunehmen, denn in jedem Hotel, ja selbst in jedem einigermaßen gut organisierten Logierhaus bekommt man die Leibwäsche in drei bis vier Tagen sauber zurück. Und gerade Wäsche wiegt so schwer. Deshalb nimmt man auch am besten als Supon einen der jetzt so beliebten hübschen, changierenden Seidenröcke mit, denn das Waschen ist in Bädern meist recht kostspielig. Mit besonderer Vorsicht aber versorge man sich mit Schuhwerk. Dieses muß tadellos sein, denn einmal wird ihm viel zugemutet, und dann wird es auch oft sichtbar, und nichts ist bekanntlich hässlicher als eine schlecht chauffierte Frau. Dasselbe gilt von den Handschuhen, doch kann man beide Ressorts auch ohne Verschwendung gut in Ordnung halten. Man unterlasse es ja nicht, gute Haus- schuhe und kräftige Morgenhandschuhe mitzunehmen — für beides findet sich reichlich Verwendung. Die Hüte müssen, wenn die Trägerin einigermaßen Anspruch auf Eleganz erhebt, zu den Toiletten harmonieren. Mit Geschick kann man

aber auch hier sein Gepäck vereinfachen, indem man einen hellen und einen dunklen Hut mit wenig Garnierung und dazu in einem Karton nur verschiedene Blumen und Schleifen mit sich führt, mit deren Aufstecken man leicht und schnell fertig wird, um dann doch nicht immer als dieselbe erscheinen zu brauchen.

Vor allen Dingen muß man sich so leichte Koffer als möglich wählen. Deshalb empfehlen sich die neuen Rohrplatten-Koffer mit Einsätzen sehr. In ihnen kann man schon einen ganz hübschen kleinen Troussau unterbringen, ohne noch ein ganz grosses Opfer für Ueberfracht bringen zu müssen. Unentbehrlich ist das Schnallpaket, in das die Reisedecke, ein tüchtiges Plaid und ein wollener Schlafrock — ein Stück, das wir stets mitzuführen empfehlen möchten — gepackt werden, und an welches das Schirmpaket befestigt wird, sodaß beide nur ein Gepäckstück ausmachen. Hierfür empfehlen sich die Rieme, welche durch eine zweifingerbreite, mit Leder bezogene Platte laufen, mit festem, eisernem, gleichfalls mit Leder bezogenem Bügel. Denn darin behält das Paket stets seine ordentliche Form und kann nicht, wie man dies so häufig sieht, zu einem formlosen Knäuel werden, aus dem leicht einzelnes verloren geht.

Wesentlich anders gestalten sich unsere Einrichtungen und Vorbereitungen für eine Vergnügungsreise. Wollen wir nur eine kleine Tour bis zu einem bestimmten Ziel und zurück unternehmen, so empfiehlt sich vielleicht eine Rückfahrkarte, bei der in Preußen und Deutschland ja auch Freigepäck gewährt wird; über die Grenze hinaus muß man dann allerdings für das ganze Gewicht Ueberfracht zahlen. Die längere oder kürzere Dauer der Rückfahrkarte richtet sich nach der Entfernung des Endortes vom Ausgangspunkte der Reise. Bei 200 Kilometern Entfernung haben die Rückfahrkarten drei Tage Gültigkeit; von 100 zu 100 Kilometern mehr steigt die Gültigkeit um je einen Tag.

Im übrigen giebt es für die Sommerreisen die verschiedensten Arten von Biletten. Da sind zuerst die zusammenstellbaren Fahrscheine, zu erwählen, die 25 bis 30 Prozent billiger sind als die einfachen Fahrten und dabei den grossen Vorteil gewähren, daß man sich die Hin- und Rückreisen über verschiedene Wege legen kann. Bei diesen Biletten wird aber kein Freigepäck gewährt, und man muß jede etwaige Abweichung von der einmal festgesetzten Route besonders bezahlen. Die Hefte haben 45 Tage Gültigkeit, also 6 1/2 Woche, eine Zeit, in der man ja schon ein gutes Stückchen Welt sehen kann. Für diese Reisen ist also die möglichste Beschränkung des Gepäcks vorgezeichnet, sowohl was Gewicht, als auch was Stückzahl anlangt, und es ist dafür rasam, nur einen kleinen Koffer, den man aufgiebt, zu haben, und ein Schnallpaket nebst Handtasche — beides aber nicht schwerer, als man selber von und zum Wagen tragen kann, weil man sonst ein kleines Vermögen an Trinkgeldern ausgiebt, oft auch vergeblich auf einen Gepäckträger warten muß. Und für eine solche Reise muß man, ganz im Gegenteil zu unserer vorigen Anleitung, recht reichlich sich mit Wäsche versehen, da man sich nicht überall lange genug aufhält, um waschen lassen zu können. Dafür kann man aber mit Toiletten und direkten Putzartikeln sich sehr viel knapper einrichten. Durchaus notwendig sind zwei gleichwertige Reisekleider, Hüte und zwei Paar starke, aber bequeme Stiefel, um auf Touren, bei denen man ja oft vom Regen überrascht wird, wechseln zu können. Für den Aufenthalt im Hotel und in den Städten überhaupt ist nur ein eleganteres Kleid nebst Zubehör nötig, das sowohl auf der Promenade, wie an der Table d'hôte und im Theater verwendet werden kann. Das zweite Reisekleid bringt man in das Schnallpaket, sämtliche Toilettenrequisiten in die Handtasche, so wird man für alle Eventualitäten versorgt sein.

Nimmt man ein zusammengestelltes Fahrscheineheft, das über 2000 Kilometer weit führt, so erhält dasselbe sogar 60 Tage Gültigkeit. Für zwei Monate also muß eine Dame

eine Menge Zufälligkeiten vorhersehen und sich darauf einrichten. Andererseits wolle man aber nicht vergessen, daß man ja die meisten Kleinigkeiten in allen Städten fast zum selben Wert wie daheim einkaufen kann. Was wir über das absolut Nötige hinaus mitnehmen, kann uns bisweilen sehr teuer werden. Bei längeren Reisen, besonders ins Gebirge, versäume man nicht, etwas Verbandzeug und einige einfache Medikamente mitzunehmen, man kann sich in ausländischen Apotheken aus Unkenntnis der landläufigen Namen, der offiziellen lateinischen Bezeichnungen und dergl. oft nicht versorgen.

Außer den erwähnten Reisegelegenheiten giebt es in den grossen Verkehrszentren noch eine Menge anderer Biletforten, wie z. B. in Berlin feste Rundreise- und Sommerkarten, die auf eine bestimmte Reisetour lauten, so für die sogenannte kleine oder große Rheintour, mit 45- oder 60-tägiger Dauer und 25 Kilo Freigepäck. Ferner im Hochsommer die Rundreisearten nach der Schweiz, Bayern etc. mit gleichfalls 25 Kilo Freigepäck in Deutschland und 45-tägiger Gültigkeit. Nach Italien werden für diesen Sommer Bilette mit zweimonatlicher Gültigkeit ausgeben, und für kleinere Touren, z. B. nach Dänemark, in die Ostseebäder, nach der Sächsischen Schweiz etc., werden bekanntlich fast jeden Sonntag ganz billige Extrafahrten und Flüge veranstaltet. In anderen Ländern gewähren die Hauptstädte natürlich dieselben Vorzüge, so für Norwegen, wo man die Rundreisebilette auf acht bis zehn Tage durch das Land erst in Christiania erhält.

Selbstverständlich gestalten sich alle solche Arrangements ganz anders, wenn Familien in Herrenbegleitung reisen; für diese Fälle brauchen wir wohl kaum Rat zu erteilen. Ebenso wird das Bild ein anderes, wenn Damen mit Kindern allein in die Sommerfrische fahren, um an irgend einem malerischen Orte Wohnung zu nehmen. Für Kinder, besonders für die kleineren, sind alle Toilettenartikel aus Trikotstoffen sehr zu empfehlen, sie reinigen sich leicht, halten Sonne und Regen aus und können ziemlich viel aushalten. Die Mütter treten auf diesen Reisen ja meist in den Hintergrund, und für sie sind diese Ferienpartien, auf denen sie von ihrem ganzen kleinen Trost umgeben sind, selbst wenn sie noch eine Dienerin mitnehmen, keine besondere Erholung. Denn so primitiv, wie noch unlängst ein bedeutender Musiker, der nebenbei Vegetarianer war, mit seiner Familie reiste, können es nicht viele Leute einrichten und vertragen. Da reisten Vater und Mutter mit drei Kindern, einem Dienstmädchen und dem Kinderwagen seelenvergnügt in den Schwarzwald. Der Wagen war zur Hälfte mit Obst gefüllt, darauf folgte etwas Wäsche und sechs wollene Decken, und oben darauf wurde immer dasjenige der Kinder gelegt, welches müde war. Im Schwarzwald angekommen, ging das Vergnügen zu Fuß weiter. In den Dörfern am Wege wurden Milch, Brot, Butter, Eier und Früchte gekauft, am Wege wurde geraftet und gegessen, und abends auch, in die mitgebrachten Decken gehüllt, geschlafen. Das nächste Wasser diente zur Morgentoilette, kurz es waren ganz unweidliche Zustände, bei denen jedoch die Beteiligten sämtlich so munter und froh wie die Lerchen waren. Und das alles thaten die Herrschaften aus Passion, nicht etwa weil sie nicht die Mittel hatten, es anders zu genießen. Wer also ganz ohne jegliche Umstände reisen will, der gehe hin und thue desgleichen. Denn den wahrsten Gewinn des Reisens, daß man, auf sich selbst gestellt, ohne die Krücken des gewöhnlichen Daseins, ohne die Verbindungen und Privilegien des heimatischen Berufs, nach seinem wirklichen Werte genommen und beurteilt wird, daß man ferner den eigenen Lebensmassstab mit dem ganz anders gearteter Menschen vergleicht, dadurch gerechter und nachsichtiger wird, diesen Gewinn heisst nur der ein, der ohne alle Ansprüche reist. Indes eines schickt sich nicht für alle, und deshalb gehe man vor der Reise hübsch mit sich zu Rute, damit man für das geopfert Geld und die daran-gegebene Zeit auch einen wirklichen Genuß hat!

Klara Braune.

### Bierbock und Schemel.

Nachdruck verboten.

Unter hundert gemüthlichen, gesellschaftlichen Vereinigungen sind wenigstens fünfzig, in denen im lieben Deutschland der Gastgeber nach dem Essen seinen Gästen ein Gläschen Bier stiftet, denn wir Deutschen sind einmal ein durstiges Volk, und selbst unsere Damen verschmähen ein Glas schönen, frischen Bieres nicht. Meist wird dasselbe bei uns in Flaschen verabreicht, aber der Flaschenstumpf mit dem Patent-Gummi-Verschluß will doch nicht so recht munden, wie das „Naß vom Faß“. Und selbst die eingeführte gläserne Bierkanne, direkt aus dem Faß gefüllt ist keine besondere Annehmlichkeit, der schäumende Gerstensaft steht ab und wird schal. Das Beste ist und bleibt für kleine Gesellschaften ein Tönnchen, in welchem das Bier sich unstrittig am frischesten und kühlsten erhält.

Wo aber soll das Fäßchen aufgestellt werden, damit es bequem zur Hand ist und zugleich das Zimmer nicht verunziert? Die guten Stühle unserer Wohnräume dürften am Ende zu schade sein, und die Küchenschemel und Fußbänke, welche gewöhnlich als Unterbau der Fäßchen benutzt werden, sehen allzu plump und hässlich aus; selbst wenn sie durch eine Decke verhüllt werden, wirken sie durch die hervorragenden kahlen Holzbeine noch immer un schön. Ein hübscher Bierbock, etwa in der Art, wie wir ihn in der nebenstehenden Abbildung unserer Leserinnen bieten, dürfte das in dieser Hinsicht verwendbarste, praktische und infolge seiner Dekoration auch willkommenste Hausgerät sein. Selbstverständlich kann diese Dekoration des Bierbocks nur eingebrannt sein, da gemalte Verzierungen unter dem überhäumenden oder vorbeilaufenden Biere allzu sehr leiden würden.

Der Bierbock in unserer Abbildung hat eine lotrechte Höhe von 64 cm. Durch die mit Keilen befestigten Verbindungen ist es leicht, bei wenig Raum den Bock bis zum jedesmaligen Gebrauch auseinanderzunehmen und aufzuzubehalten. Die Tischlerarbeit kostet circa 5 Mark. Die untere Lichtweite des Bodens beträgt 28 cm, die grösste untere Außenweite 62 cm, die Länge des zu verwendenden schrägen Brettes 70 cm bei einer Breite von 14 cm. Die Stärke des Brettes

beträgt 3 cm. Das Kreuz ist in der Mitte einzulassen, damit eine Fläche entsteht. Der Ausschnitt oben soll dem Fäßchen entsprechen und ist auf 32 cm angenommen. Die Bolzen sind 45 cm lang, von dieser Länge sind 29 cm für den Zwischen-



raum der beiden Kreuze gerechnet. Die Keile haben eine Länge von 11 cm. Das Ornament ist aufzupausen, mit dem breiten Platinstift zu konturieren und der Grund tief punktiert einzubrennen.

Zu diesem Bierbock gehört nun auch ein entsprechender

Schemel, da der Mundschent nicht immer stehen kann und andere Stühle nicht so recht zur Gesellschaft des Bierbocks passen. Sehr niedlich und gleichzeitig zweckdienlich macht sie ein nach Art der Bauernstühle gefertigter, mit ähnlichen Ornamenten wie der Bierbock verzierter Schemel, wie er sich auf unserer Abbildung präsentiert. Dieser Sitz hat 43 cm Seitenhöhe, oben 25 cm, unten 29 cm Breite; die Deckplatte hat 43 cm im Quadrat und 1 1/2 cm Stärke.

In dieser Umgebung sieht das Bierfäßchen auch im Wohnzimmer oder Salon ganz allerliebste aus. Zur Vervollständigung des hübschen Eindrucks kaufe man sich noch einen hübschen hellfarbigen Bierhahn, der nicht mehr als 40 Pfennig kostet.

Zum Schluß noch eine kurze Mitteilung bezüglich des Brandapparates, den unsere Leserinnen zu diesen leicht auszuführenden Gerätverzierungen zu benutzen haben.

Es soll demnächst, aus einer Ankündigung zu schließen, ein neuer Brandapparat in den Handel kommen, dem allerlei Vorzüge, besonders derjenige der Billigkeit, von seinem Fabrikanten nachgerühmt werden. Wir möchten aber zur Vorsicht raten. Der neue Apparat soll nach jener Publikation eine Lampe sein, die mit der ganzen Hand gefaßt wird, um damit zu brennen. Ist es vom künstlerischen Standpunkte schon unmöglich, mit der ganzen Faust zu zeichnen, so wird es geradezu ein Kunststück, hier exakte Figuren brennen zu können. Der Lastsinn, den wir in den Fingerpitzen haben und der uns die richtige Bleistift-, Pinsel- und Federführung ermöglicht, kann sich unmöglich auf die ganze Hand ausdehnen. Trotz der Billigkeit glauben wir daher von dieser neuen Erfindung direkt abraten zu müssen. Soll ein Apparat neu beschafft werden, so wende man lieber ein paar Mark mehr an und kaufe einen rechten Platinbrandapparat. Die bestbekanntesten und erprobt praktischen liefert Werner u. Schumann, Berlin, doch beschafft diese auch jedes Künstlermagazin des In- und Auslandes.

Oskar Hülcker.

\* Kaufen (Verzeichnungen) für den Bierbock und Schemel liefert Frau Anna Hülcker, Berlin S., Alexanderstr. 38.

### Neue Herren-Moden.

Ein modernes Rockjackett, über der Brust weit geöffnet, mit schlanke Revers und schön gerundetem Schößabständig ist in der Fig. 1 dargestellt. Das Kostüm wird vervollständigt durch eine hellfarbige zweireihige Weste, ebenfalls mit weiter Brustöffnung und durch ein modernes weites Bein-Kleid.

Das legere Sackostüm (Fig. 2) von hellfarbigem, langgestreiftem Flanell, welches in der nächsten Figur dargestellt ist, wird in den warmen Sommermonaten im Bad und auf dem Lande von der Herrenwelt gern getragen werden, denn es entspricht den Anforderungen der Bequemlichkeit und der modernen Eleganz in gleichem Grade.

Ein Chesterfield, als modernes und praktisches Ueberkleid für Herren, ist in Fig. 3 dargestellt. Es gilt als Vorschrift, daß die Pelierine den Ellenbogen um ein wenig überragt. Der hinteren Partie giebt man zuweilen durch einen Kiesel einen Zusammenhalt. Die Figur trägt unter dem Chesterfield ein modernes Rockjackett, welches nur durch einen Knopf zu schließen ist und durch die schlanke, rollende Façon ein elegantes Gepräge erhält.



1. 2. 3. (Europäische Modenzeitung.)

### Neue Herrenkostüme.

### Promenadentouiletten.

(Hierzu die Abbild. Seite 233.)

Wie die jungen Damen alle mit Bluse gefertigten Kostüme bevorzugen, so macht sich bei den im Alter etwas mehr vorgeschrittenen Damen eine besondere Vorliebe für Kleider in Prinzessform geltend. Nebenbei mit vollem Recht, denn bei aller Einfachheit können diese, wie Fig. 3 zeigt, sehr chic und vornehm wirken. Für die Blusen-tracht sind augenblicklich die schottischen Seidenstoffe am meisten beliebt, da sie nämlich außerordentlich verwendbar und jeder beliebige Rock hierzu getragen werden kann. Bei dem in Fig. 1 abgebildeten Original ist blauer Cheviot für den Rock und für die kleine Pelierine, die zur Vervollständigung des Anzuges dient, gewählt. Die ohne Futter gearbeitete Bluse aus schottischem Seidenstoff hat man vorn mit kleinen goldenen Knöpfen und Knopfschloßern geschlossen, vorn und hinten je in zwei Torsalten gelegt und mit einem Umlegebogen, sowie mit bauschigen Aermeln verbunden.

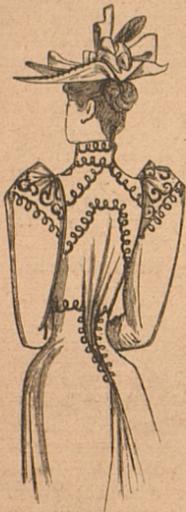


Fig. 2 zeigt ein aus gesticktem Batist gefertigtes Kleid für Mädchen von 7-9 Jahren. Es besteht aus einem ausgeführten, hellblauen Baumwollensatin-Unterkleid mit kurzen Puffärmeln und aus einem Ueberkleid von weißem, gesticktem Batist. Die hinten geschlossene Taille des ersteren begrenzt ein 45 Cent. langer, 160 Cent. weites Rock, der mit einer 7 Cent. breiten Friur abschließt. Die kurze blusenartige Taille aus Batist hat man mit dem entsprechend langen, 165 Cent. weiten, eingekrausten Rock durch einen 11 Cent. breiten, aus Zwischensätzen zusammengesetzten Gurt verbunden. Letzterer ist mit 2 1/2 Cent. breitem, zusammengelegtem, hellblauem Reppband durchzogen und hinten mit Schleifen verziert. Die oben puffig arrangierten Aermel sind durch einen 4 Cent. breiten Zwischensatz aneinander gesügt und am unteren Rande mit 11 Cent. langen, aus Zwischensätzen zusammengesetzten und mit Schleifen, sowie mit Spitze garnierten Manschetten versehen. Der aus einem Stickerseinsatz gefertigte Stehragen wird von einem Bande durchzogen, das hinten in eine Schleife zu binden ist.

Das in Prinzessform geschnittene Kleid (Fig. 3) ist aus schwarzer, mit hellblauen schmalen Seidenrippen verzierter Gaze (velours russe) und hellblauem Seidenfutter gefertigt und hinten mit Haften und Oesen geschlossen. Auf den Futterteilen ist das Kleid oben (vergl. die obenstehende Rückansicht) mit hellblauem Kaschmir bekleidet, dem die etlig ausgeführten, in Falten arrangierten Vorder- und Rückenteile aus Gaze überstehen. An die letzteren schließen sich die prinzeßförmig gefertigten Rockteile an, die, wie aus der Abb. ersichtlich, oben mit 2 1/2 Cent. breiter schwarzer Passementeriebordüre, unten mit einem 8 Cent. breiten, mit Passementerie überdeckten Kaschmirstreifen garniert sind. Die Aermel hat man oben über Kaschmir mit schwarzer Passementerie ausgestattet, die sich den Oberstoffärmeln anschließt. Ein Stehragen aus Kaschmir begrenzt den Halsauschnitt.

### Tafelfreuden im Juni.

#### Junges Geflügel.

Nachdruck verboten.

Die jungen Hausfrauen, die mit Interesse sich dem Studium der Kochkunst hingeben (und welche von ihnen thäte dies wohl nicht?) brauchen jetzt nicht stundenlang sich in die Lektüre der Kochbücher zu versetzen, um die richtigen, den Jahreszeit angemessenen Gerichte auf ihre Tafel zu bringen, denn allen Hausmüttern zeigt die Poesie der Kochkunst den richtigen Weg, die ihnen zurufen: „Streift heißer Juniwind die Saat, Geflügel ist und Kopfsalat, auch Krebs holt dir herbei und Hummer, Lachs, Hering und Schlei, vergiß Gemüse und Früchte nicht; verzehr's mit fröhlichem Gesicht!“

Alzubiell des Guten möchte es jedoch werden, wollte ich heute aller Junigenüsse gedenken; ich muß eine Auswahl unter ihnen treffen

und nehme das junge Geflügel, das in den Sommermonaten dem Appetit und den Verhältnissen der menschlichen Natur entsprechend, anstelle des berberer Schlachtleisches tritt.

Von jungen Hühnern und Tauben möchte ich heute den Lesern einige vortreffliche Bereitungsweisen geben, und da der Küchenspruch mit Recht den köstlich frischen Kopfsalat als Beigabe zu gebratenem Geflügel verlangt, so sei auch dieser nicht vergessen, zumal ich gerade für ihn einige Rezepte beiste, die mir ein als Feinschmecker weit und breit bekannter Freund verraten hat.

Um die Kennzeichen guten und jungen Geflügels beim Einkauf anzugeben, ist der Raum zu beschränkt; was bewährte Kochbücher, die jungen Hausfrauen als Ratgeber in solchen und ähnlichen zweifelhaften Fällen zur Seite stehen, nicht lehren, muß die größte Lehrmeisterin Erfahrung mit der Zeit lehren. Wohl aber scheint es mir nicht unnütz, die richtige Bratweise junger Hühner anzugeben, die ich seit längerer Zeit als die vortrefflichste erprobt habe, denn nicht selten habe ich selbst von sonst tüchtigen Hausfrauen faferig und trocken gebratenes Geflügel vorgesetzt bekommen.

**Gebratene Hühnerchen.** Die jungen Tiere werden, wie bekannt, vorgekühlt, dann entfernt man den linken Brustknochen, dreht sie, steckt ihnen ein Stückchen Butter in die Brusthöhle, salzt sie, legt auf die Brust, sowie auf den Rücken eine dünne Speckschibe und widelt dann jedes Tierchen in gewaschene, wieder getrocknete Weinblätter, umbinde sie mit Fäden und brät sie am besten im herkömmlichen Bratapparat in 1/4 Stunden gar und fettig. Wer sie gebräunt liebt, muß eine Viertelstunde vor dem Anrichten Blätter und Speck entfernen und die Hühnerchen im Bratofen Farbe annehmen lassen. Wo dies nicht der Fall ist, werden beim Anrichten nur die Fäden entfernt und die Hühnerchen mit den Blättern zu Tisch gegeben.

**Junge Hühner à la chevalière.** Man löst aus mehreren jungen Hühnern Brustchen und Flügel, zieht von der Brust die Haut ab, spickt sie, legt sie in klare, zerlassene Butter, salzt sie und stellt sie vorerst beiseite. Darauf löst man auch die Keulen aus, überbinde sie mit Speckschiben und dampft sie langsam in leichter Fleischbrühe weich. Die Gerippe werden zerhackt, das noch anhaftende Fleisch nebst etwas Luftspeck und schierem Kalbfleisch fein gewiegt, aus den Knochen mit Suppengrün eine Grundbrühe gekocht und aus dem Gewiegten mit Eiern, Gewürz, Sahne und Reibrot eine Farce bereitet. Die Grundbrühe wird zur Bereitung einer kräftigen Ragoutsaucen benutzt, die man mit 1 Glas Madeira und 1 Theelöffel Champignonessenz würzt und mit 5 g Liebigs Fleischextrakt kräftigt und in der man zuvor gekochte Kalbsmilch, Kalbszunge, einige Trüffel, Champignons und Krebsfleischchen erhitzt. In der Brühe, in der die Keulen gedämpft wurden, kocht man die aus der Farce geformten Klößchen gar und kocht zuvor mehrmals blanchierten Reis in Bouillon dick und steif, um ihn darauf mit einigen Eigelb zu vermischt. Man preßt den Reis in eine Bandform, brät dann die gebräunten Hühnerbrüste gar und richtet nun das Gericht an. Man füllt das Ragout, nachdem man den Reistrand auf die Schüssel gestürzt, erhaben in die Mitte, belegt es mit den gedämpften Hühnerkeulen, umgibt den Reistrand abwechselnd mit den gebräunten Hühnerbrüsten und den Geflügelklößchen und bestreut die Mitte des Ragout mit einem garnierten Silberspieß.

**Hühnerbrüsten à l'impériale.** Man löst die Brüste von sechs Hühnerchen ab, spickt sie, bereitet sie wie bei den „Hühnerchen à la chevalière“ zu, stößt alles übrige Fleisch der Tierchen fein, verührt dies mit etwas süßer Sahne, salzt es und würzt es mit Muskatnuz und streicht die Masse durch ein Sieb. Zwölf Herzförmchen von Blech in der Größe der Hühnerbrüste werden alsdann mit Butter ausgeföhren, am Boden aus ausgeföhrenen Trüffel und Zungenstücken eine Kofette gelegt, die Förmchen mit der Hühnerfarce gefüllt und im Wasserbade gar gemacht. Kurz bevor die Farce gar ist, brät man die Hühnerbrüste, gießt die Butter ab und eine dicke, weiße Kraftsaucen über. Dann dampft man zugleich kleine Champignons in Butter, Citronensaft und Bouillon gar und vermischt sie ebenfalls mit Kraftsaucen. Dies Champignonragout wird erhaben in einer Blätterteighochpafete in der Mitte angerichtet und abwechselnd mit einem gebratenen Hühnerbrüsten und einem gestützten Farceförmchen belegt. Man reicht eine weiße Kraftsaucen nebenher.

Von den Hühnern wende ich mich nun zu den Tauben, die zwar im ganzen Jahre zu haben, im Sommer aber besonders zu empfehlen sind, da sie fleischer und ihrer Zartheit halber leicht verdaulich und bekömmlich sind.

**Tauben mit Spargelspeisen.** Man richtet die Tauben vor, füllt sie nach Belieben entweder mit Semmel- oder Fleischfarce und schmeißt dann Mehl in Butter gelb, verfocht dies mit guter Bouillon und dampft hierin die Tauben mit etwas zerhackten Petersilienwurzeln weich. Inzwischen kocht man die Speisen von 1 kg Spargel in Butter weiß, bereitet mit Buttermehl, halb Spargelwasser, halb Sahne, einer Messerfülle Fleischextrakt, Pfeffer und Salz eine dickflüssige Saucen, erhitzt hierin den Spargel und stellt ihn bis zum Anrichten im Wasserbade heiß. Die Tauben werden zerlegt, mit ihrer entfetteten, mit Eidottern abgerührten Saucen übergossen und die Spargelspeisen im Kranze herumgelegt.

**Englischer Taubenpic.** Man schneidet mehrere Tauben der Länge nach durch, schneidet die Flügel bis zum ersten Gelenk ab, dreht die Keulen so nach innen, daß sie mit den Flügeln zusammenstoßen, und bereitet dann aus den gewiegten Lebern mit wenig frischer Butter, gewiegteter Petersilie, Salz, Pfeffer und Reibrot eine Farce, mit der man die inwendige Seite der Taubenhälften bestreicht. Kalbfleisch aus der Keule wird alsdann in Scheiben geschnitten, geklopft und gefolgt, Eier werden hart gekocht und in Scheiben geschnitten, Champignons oder Morcheln gedämpft und aus Fleischabfällen, Kalbsknochen und etwas Fleischextrakt eine gute Bouillon bereitet. Eine Badschüssel wird nun bestrichen, mit den Kalbfleischscheiben ausgelegt, die

Form alsdann mit den Taubenhälften, die mit den Eierhäuten und Butterflüchchen bestreut werden, angefüllt, eine Tasse der kräftigen Bouillon hinein-gegossen und der Schüsselrand mit einem Blätterteigbedeckel bedeckt. Man bestreicht den Deckel mit Ei und bädt den Pic im Ofen bei gleichmäßiger Hitze eine Stunde, um ihn entweder kalt oder warm zu reichen. Giebt man ihn warm, so reicht man eine Champignonauce, zu der der Rest der Bouillon verwandt wird, nebenher, kalt wird eine Navigoteauce dazu gereicht.

Um den Kopfsalat nicht allein neben-sächlich behandeln zu müssen, verlaße ich jetzt die kulinarischen Gemüße, welche die Tauben uns sonst noch bieten, und wende mich ihm zu. Beim Kopfsalat ist der Sommeralat dem Winteralat an Zartheit überlegen und als eine der besten Sorten der sogenannte Blutsforellen-Salat mit roten Flecken zu empfehlen. Im Gegenatz zu der früher herrschenden Ansicht, daß der Salat ordentlich gewässert werden müsse, ist man jetzt zu der Einsicht gelangt, daß man ihn nur leicht spült und gut ausschwenkt, weil jegliches Wässern ihn auslaugt und ihm Nährsalze entzieht. Ein guter Salatschwenter ist deshalb unentbehrlich und der neue Salatschwenter (der vom Hoflieferanten E. Sohn, Berlin, zu beziehen ist) wirklich praktisch und empfehlenswert.

**Kopfsalat nach Keller Art.** Den gut gereinigten Salat befeuchtet man kurz vor dem Anrichten mit feinem Del. Dann verrührt man 1/4 Liter dicke saure Sahne mit 3 rohen Eigelben, 1 Löffel Essig, 1 Löffel Citronensaft, Salz, wenig Pfeffer und Zucker und einem Löffel gewiegten Dragon, vermischt den Salat gut mit der Saucen und serviert ihn baldmöglichst.

**Gemischter Kopfsalat.** Der Salat wird verlesen, gespült, geschminkt und mit Del befeuchtet und alsdann eine geschälte Gurke in feine Scheiben geschnitten. Dann reibt man 3 harte Eigelbe durch ein Sieb, verührt sie mit saurer Sahne, Del, Essig, Salz, Pfeffer, einer Prise Zucker und etwas gewiegteter Petersilie, vermischt Kopfsalat und Gurkenscheiben damit und garniert diesen Salat mit Eier-vierteln.

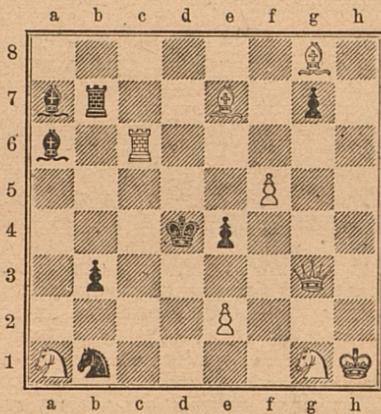
### § ch a ch.

#### Aufgabe Nr. 316.

Von G. Heathcote.

Erster Preis im Problemturnier von „Hadney Mercury“.

Schwarz.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt

#### Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 314 Seite 199.

- 1. e 5 — e 6.
- Schwarz.
- 1. L h 7 — g 8.
- Weiß.
- 2. L g 5 — d 2 (e 7).
- Schwarz.
- 2. Bellebig.
- Weiß.
- 3. T e 4 — b 4 matt.
- A.
- Weiß.
- 1. . . . .
- Schwarz.
- 1. S h 8 — f 7.
- Weiß.
- 2. e 6 n. f 7.
- Schwarz.
- 2. L h 7 — g 8.
- Weiß.
- 3. f 7 n. g 8 (wird Dame) matt.

#### Auflösung der Ergänzungsaufgabe Seite 199.

Mein Erstes kannst du singen und geigen, Mein Zweites kannst du mit Vorsicht erklimmen. Mein Ganzes ist eins und doch sind es sieben, Deren manche sich haßen und manche sich lieben. Ein jedes ercheinend in Wechselgestalten, Und dennoch sind alle im Wechsel die alten Und bergen in sich ein wogendes Meer, Daraus aller Lieber klingendes Heer, Die je in Jubel und Thränen gesungen, Als aus ihrem Wunderquell entspringen.

(Oldenburg.)

#### Auflösung des Rätsels. Die Tonleiter.

#### Auflösung des Rätsel-Distichon Seite 199. Freude, Fremde.

**Auflösung der Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 141 Seite 199.** Der eine enthielt 200, der andere 800 Thaler. Im ersteren befanden sich 8 Rollen von je 25 Thalern, im andern 25 Rollen von je 32 Thalern. Denn da  $x = 1000 - 32y$ , kann y nicht größer als 25 sein, weil sonst x negativ sein würde.

#### Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 142.

Fromme Indier brachten aus einer großen Zahl reiner Lotosblumen den dritten, fünften und sechsten Teil den Göttern Siva, Wischnu und der Sonne, den vierten Teil aber der Bhavanti dar. Nun blieben sechs Blumen übrig, welche sie dem ehrwürdigen Priester gaben. Wie groß war die Gesamtzahl der Blumen?

### Mit dieser Nummer

schließt das II. Quartal. Das Abonnement auf das neue Quartal bitten wir baldigst erneuern zu wollen, damit in der Zusendung der erscheinenden Nummern keine Unterbrechung eintritt. Besonders bei den Postanstalten ist die ausdrückliche und rechtzeitige Erneuerung des Abonnements erforderlich.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen nehmen jederzeit Abonnements auf den „Bazar“ an zum Preise von **2 1/2 Mark oder 1 1/2 fl. pro Quartal.**

Administration des „Bazar“.